



André Albel

Europäischer Regenbogen

(Auszüge)



Roderburg 1932 (Mária, Leó, Paul, Ernő)

Empfehlung

„Ich empfehle mein Buch von Herzen und mit Liebe allen, die an ein vielfarbiges Europa ohne Grenzen und Vorurteile glauben. Während ich darüber erzähle, was in meiner engen Familie und in meiner weiteren Umwelt geschehen ist, führe ich den Leser durch die Gegenden von Europa, verschaffend mir einen Einblick in die Geschichte unseres Kontinents in den letzten anderthalb Jahrhunderten und in Heime von Familien. Ich ‚exhumiere‘ fünf Generationen, um sie den heute Lebenden und den nach uns Kommenden nahe zu bringen.“

Liebe Tessa und Cecil, ich kenne Euch persönlich nicht. Ich bin für Euer Interesse dankbar, mit dem Ihr Euren Onkel André und Eure Tante Meggy angespornt habt, Memoiren zu schreiben, und natürlich bin ich auch ihnen dankbar, die es getan haben. Deshalb beende ich die Zeilen meiner Empfehlung mit der Ermahnung Eures Onkels André:

„Es wurden Erinnerungen einer Familie wach, die sich in Europa vor langer Zeit zerstreut hat, und in der Wiege einer tausendjährigen Zivilisation sind unsere familiären Beziehungen erhalten geblieben. Diesen Geist müsste man in dieser sich schnell verändernden Welt behalten – oder die Welt wird zugrunde gehen –, werden wir die letzten Zeugen der Zeit sein?“

Inhaltverzeichnis der ungarischen Ausgabe

HORIZONT

DIE KINDER DER MONARCHIE

VON LÖWEN BIS IWANFELDE

1. Versteht die Worte der Glocken
2. Totenglocke7

LEBEN AM ANFANG DES 20. JAHRHUNDERTS

3. Sachsen – Schwaben, Mähren, Böhmer
4. Von Weihnachten bis zu den Dreikönigen
5. Glück auf, Glück tief11
6. Rosenmädchen und Wallfahrt eines Einsiedlers

UNSERE VORFAHREN IN DEN NIEDERLANDEN

7. Stadt der Heilquellen
8. Tragen wir Sterne zum Himmel?
9. Madonnen des Spitzenlandes
10. Löwen, die historische Studentenstadt
11. Der niederländische Stammbaum
12. Fragmente aus dem Tagebuch unseres Urgroßvaters Fritz
13. Das jahrhundertealte Lyzeum
14. Aus Liverpool auf den Kontinent

PAUL GRÜNDET EINE FAMILIE

15. Das Nichts in der Kirmes
16. Mit Hilfe der Heiligen Barbara

DIE DONAU ALS DER FLUSS DER GENE

17. Die Donau als ein Bildungsroman
18. Die historische Donau
19. Donau-Gate

DIE WALACHEI UND DIE ORTHODOXIE

20. Das Treffen des westlichen Christentums und der Orthodoxie

HUNGARIA UND SIEBENBÜRGEN

21. Partium und das ehemalige Südungarn
22. Auf dem Fluss Olt abwärts

DER PO UND DIE DONAU TREFFEN SICH

23. Heiden und Türkenbesiegender
24. Die Ehe von Ernesto15

FAMILIÄRE ANSICHTSKARTEN

25. Dienstreise nach Rumänien und die Heirat von Paul
26. Nach Trianon
27. „Im Haus Kartäuser, draußen Apostel“
28. Schuljahre in Kalksburg

VON DER QUELLE DER ELBE

29. In Ungarn der Monarchie
30. Der Chronist von „Wetterwinkel“
31. Der Besitz von Réti Ráth
32. Begegnungen und Trennungen

UNSERE GENE UND UNSERE EGOS IM JAHRE 1920

KRIEG UND KRIEG

KRIEGSSTART IN OSTEUROPA

34. Mord am Tag von Vidovdan (Tag des Heiligen Vitus auf Serbisch)
35. Die Donauflotte

EUROPA IN FLAMMEN

36. Der Überfall und die Besetzung von Belgien
37. Fritz und Eduard im Krieg
38. Gemetzel im Westen
39. In Schützengräben: von Angesicht zu Angesicht, im Schnee und im Schlamm
40. Flucht und Rückkehr

WIEDER EIN WELTKRIEG

41. Landwirtausbildung am Fuße von Hargitha
42. Die hier lebten und starben
43. Der kleine „Zuki“ (Onkel Franz)
44. Ungarischer Kriegsgefangener am Fuße des Urals
45. Der Offizier der „Budapest“ und seine kleine Schwester

STERNE UND SCHUTZENGEL

VERSTIMMTE SIRENEN, GEWEIHTE KERZEN

VERGIB DEINEM AGENTEN!

46. Die sieben und die anderen sieben Schwaben
47. Wie auch wir vergeben (unsern Schuldigern)
48. Sondern, erlöse uns von dem Bösen16
49. Das Mutterhaus der Lazaristen in Paris22
50. Caritas Sacerdotalis Internationalis27
51. Schwingel schmuggelnde Pfadfinder.....30
52. Es sind fünf Schwaben geblieben34
53. Congregatio Missionis

LANDWIRT UND LEHRER

54. Fluviale necesse est!
55. Von Mendöl bis Mendel
56. Pressebericht im Jahre 1950

REGENBOGEN AUF DER ANDEREN SEITE DES ZERSCHLEISSENDEN „EISERNEN VORHANGS“

57. Streifzug im Westen
58. Ich und die Simmentaler

59. Unser Vater „schlich durch Paris“	
60. Schwarzwald und weiße Spitze	
61. Dort, wo die fünf Flüsse rauschen	
62. Wanderungen in Oberungarn	
63. Ein ausgefallener und ein verwirklichter Besuch	
ZEITGENOSSEN UND GENERATIONEN	
IM SCHMELZTIEGEL IN DER MITTE VON EUROPA	
64. Deutschsprachige: Sachsen, Schwaben und Österreicher	
65. Hungaricum	
66. Leute nicht ungarischer Herkunft über die Ungarn	
VON UNSEREN GENEN BIS ZU UNSEREN EGOS	
67. „Mein kleiner Enkel wird ein Mensch (der Titel eines berühmten Filmschlagers – die Übersetzerin)	
68. Die Requisiten unseres sozialistischen Lebens	
69. Ergo Conclusio	
70. Die Strömung der Gene	36
GOTT SEI MIT EUCH!	38

2. Totenglocke

Die Alten erinnern sich noch an den schwarz-silbernen Leichenwagen, gezogen von schwarzen Pferden, wie er von der Kirche von Iwanfelde, dem kleinen Bergbaudorf ihre Toten am steilen Berghang auf den Friedhof getragen hat. Der Tote wurde auf seinem letzten Weg bis zum Friedhof, dann von der Leichenhalle bis zum Grab durch alle Glocken begleitet. Bis 1945 wurde für die Toten jeden Mittag geläutet, bis sie nicht beerdigt worden sind.

Die Totenglocke hat am 9. Juli 1922, Samstag in der frühen Abendstunde darüber berichtet, dass die Frau des Oberingenieurs des Bergwerkes auf ihren letzten Weg begleitet wird. Das schwache Glockengeläut haben von der Seite gegenüber das Gebirge „Kevélyek“, von hinten der Weißberg zurückgeworfen, dann wurde es von den Gräbern des Friedhofs am Kirchenberg verschluckt, wie sie es auch mit ihren ehrwürdigen Toten machten. Das Leib unserer Großmutter lag zwei Tage aufgebahrt im Haus. Die beiden Tanten, Berta und Emilia, das Dienstmädchen Kathy und unser Großvater haben mit den nahen Freunden zusammen und sich abwechselnd an der Bahre gewacht und den Rosenkranz gebetet.

Samstag Nachmittag ging der Trauerzug auf den Friedhof, von Angehörigen, Verwandten, Bekannten und Nachbarn begleitet. Vorn ging die Blaskapelle, damals hat es dem Toten und den Trauernden gebührt. Den Totenwagen haben zwei schwarze Pferde gezogen, seine traurige Last wurde in der Wohnung des Bergbauingenieurs aufgenommen. Auf den beiden Seiten des Wagens haben Bergleute und gute Bekannte Grubenlampen getragen, dahinter gingen der verwitwete Oberingenieur und der Pfarrer Andreas, hinter ihnen Berta und Emilia. Die Tanten der verstorbenen Frau haben die Halbwaisen bei der Hand genommen begleitet: die kaum achtjährige Mimi, den fünfjährigen Fritz, nach ihnen hat Kathy, die Erzieherin der Kinder Ernestin bei der Hand genommen geführt und den zweijährigen Leo am Arm getragen. Ihnen gingen gute Bekannte, die Mitglieder von Bergmannsfamilien nach.

Vom Tor des Friedhofs wurde der Sarg zur Leichenhalle in Händen getragen; die untergehende Sonne hat die Aufschrift beleuchtet: Clotilda Caselli hat 35 Jahre gelebt. In Wirklichkeit haben unter dem Deckel des Sarges zwei Leiber geruht, weil mit der Frau zusammen auch ein nicht geborenes Kind beerdigt worden ist. Der Kirchenchor hat Oma verabschiedet:

Beruhigt euch, Kinder weint nicht, stört mich nicht in meiner Ruhe.

Das mütterliche Herz ist jetzt gebrochen, der Tod hat meine Augen verschlossen,

*Die letzte Träne, die ich im Kampf gegen den Tod vergossen habe, war das Gebet für Euch,
Oh Kinder, weil eure Betreuerin kommt ins Grab so früh.*

Für deine Liebe, mein lieber Mann, nimm meinen letzten Gruß!”

Ihre kleine Tochter, die in jenem Jahr das Schreiben gelernt hat, schrieb ihren ersten Brief einen Monat früher zum Namenstag ihrer Mutter, auf den sie die gepresste Blüte eines Edelweißes geklebt hat. Das war der erste Brief, den sie ihr geschrieben hat, aber der ist auch der letzte geworden:

*„Liebe Mama!
Mütterchen, ich bringe Dir
meinen schönsten Glückwunsch hier:
Will Dich immer herzlich lieben,
Hab dies Verschen selbst geschrieben,
Möchte es Dich doch erfreuen,
Künft'ges Jahr soll's besser sein.
Am 3. Juni 1922“*

Die Tragödie ist vor einigen Tagen geschehen. Unsere Großmutter, Tiluta und ihr Mann, Paul haben ihr fünftes Kind erwartet. Am Abend, in den späten Stunden setzten die Wehen ein; alles war vorbereitet, auch die Hebamme kam früh an. Am ruhigen, aber auch freudigen erwartungsvollen Abend träumten die Kinder schon vielleicht im anderen Zimmer von dem neuen Brüderchen oder Schwesterchen. Der Oberingenieur saß in seinem Arbeitszimmer an seinem Schreibtisch, er fasste einen offiziellen Brief ab, er wollte so seine Aufmerksamkeit, seine Sorgen ablenken. Die Hebamme klopfte bei ihm an:

– Herr Ingenieur! Die Entbindung geht schwer, es wäre eine Hilfe notwendig, rufen Sie den Arzt her!

Paul nahm seinen Hut und seinen Stock und eilte zum Arzt. Beim Arzt gab es eine Kartenpartie mit lustigem Weintrinken. Der Arzt nahm – die Bitte seines Freundes erfüllend – seine Tasche sofort, in einigen Minuten kamen sie in der Bergmannskolonie, im Haus des Ingenieurs an.

Die Kraft der in den Wehen liegenden Frau ließ schon nach – ihre zum Gebet gefalteten Hände ruhten über ihrem Bauch, und das Herz ihres zur Welt kommenden Kindes pochte darunter immer schwächer.

– Alles wird in Ordnung sein! – sagte der Arzt mit beruhigender Absicht, während er der Hebamme seine Instrumente zum Auskochen überreichte.

– Herr Oberingenieur! Das Kind ist nicht fähig, allein zur Welt zu kommen, man muss helfen – teilte er Paul mit, und er bat ihn, in seinem Arbeitszimmer zu warten.

Der Arzt war kein routinierter Chirurg. Der Schnitt hat wahrscheinlich eine Ader getroffen, weil eine starke Blutung begann, die er versuchte zu stillen, aber ohne Erfolg. Opa eilte schon zum Pfarrer. Oma hat sich bis Morgen verblutet, und das Baby ist auch gestorben.

Unsere Mutter hat sich an das Geschehene später anders erinnert. Offensichtlich so, wie es dem damals siebenjährigen Mädchen, oder später der halbwaisen Fragenden erzählt wurde. Sie hat dem Arzt daran Schuld gegeben – aber es kann sein, dass nur wegen des Verlustes für ihr ganzes Leben – ihrer Meinung nach hat der Arzt, der vom Kartentisch und Weintrinken gerufen wurde, mit seinem Skalpell am falschen Ort geschnitten. Unser Großvater hat den Arzt in seinen Gedanken vielleicht beschuldigt, aber er hat sich damit abgefunden, weil es sich an dem Geschehenen nicht mehr ändern ließ.

Unsere Mutter war der Meinung, dass man versucht hat, die Mutter in der Nacht der Geburt ins Krankenhaus „Jungfrau Maria, die Helferin“ der nahen Hauptstadt zu

liefern. Sie waren kaum auf dem halben Weg, als die durch den Blutverlust sehr schwache Oma ihren Mann darum gebeten hat, mit dem Auto anzuhalten, weil sie keine Kraft mehr hatte. Dort, in einer kleinen Kapelle an der Straße war das kurze Leben unserer Großmutter zu Ende. Wahrscheinlich gab es irgendeinen Zusammenhang zwischen der Kapelle und dem Tod der Großmutter, denn unsere Mutter und unsere Onkel schlugen immer ein Kreuz, als sie später an der Kapelle vorbeigingen (obwohl sie es vor jeder Kapelle und jedem Kruzifix an der Straße gemacht haben), sie gingen sogar hinein, um zu beten, um sich an ihre Mutter zu erinnern.

Und ich verlasse mich doch auf den objektiven Bericht des Sekretärs unseres Opas, den er an unsere Urgroßeltern geschrieben hat. Herr Domingo, der Sekretär des Oberingenieurs hat den in Deutschland lebenden Eltern unseres Großvaters Paul den folgenden Brief geschrieben:

Tag der heiligen Petrus und Paulus

„Ihr Sohn hat mich mit der Mitteilung einer sehr traurigen Nachricht beauftragt. Seine Frau ist heute früh in den Wehen der seit gestern dauernden Entbindung gestorben. Die gnädige Frau, die bis zum Ende bei Sinnen war, hat heute früh gebeichtet und die letzte Ölung bekommen. Die Beerdigung wird wahrscheinlich morgen, Samstag Nachmittag stattfinden.“

Iwanfelde, 7. Juli 1922

Nach der Beerdigung am Samstag, nach der deutschsprachigen Messe am Sonntag ging Paul mit seinen drei größeren Kindern hinauf, auf den Friedhof. Am Grab beteten sie für die verstorbene Mutter, dann brachte Kathy, die Erzieherin die Kinder nach Hause. Paul blieb dort allein auf der frisch gezimmerten Bank sitzend, blickte in die Vergangenheit und erinnerte sich an die sieben glücklichen Jahre seiner Ehe.

Opa war damals vierzig Jahr alt, seit 2 Jahren Oberingenieur der Steinkohlenbergbau-Gesellschaft; es näherte sich sein Namenstag. Nach der Tradition werden die Erntearbeiter an diesem Tag (am 29. Juni) vom Heiligen Kilian angestellt. An diesem Tag, dem Tag der heiligen Petrus und Paulus „bricht der Getreidestock ab“ – sagt ein alter Spruch. Dieser Tag bringt den Bauern eine neue Hoffnung und einen neuen Mut. An diesem Tag waren die Vorbereitungen der Ernte zu Ende. Die Sensen und die Sichel wurden schon ausgehämert, der Sensenamboss wurde zum Schärfen der Sensen und der Sichel hervorgebracht, das Fass für das Trinkwasser wurde ausgewaschen. Am folgenden Tag begann die Arbeit schon vor dem Sonnenaufgang. Alte wie junge Leute standen früh auf, die Pferde wurden versorgt, alles war schon in der Kutsche, die Pferde gehen auf den Feldwegen zu den Weizenfeldern. Dann beginnt die Arbeit auf dem Feld; nach dem Frühstück wird eine kurze Pause gehalten, dann wird bis zum Mittagessen gearbeitet.

Dann hat man eine Stunde Pause, danach geht die Ernte weiter. Am Abend werden die Garben in Kreuze gelegt. So geht es jeden Tag, bis die Ernte nicht zu Ende

ist. Die Garben wurden in langen Kutschen auf die Bauernhöfe getragen, nebeneinander gelegt, und man ließ darauf Pferde gehen. Früher warf man die Weizenkörner in die Luft, um die Spreu vom Korn abzutrennen – ich warf auch Körner auf dem Hof des Nachbarnhauses.

1922 gab es keine Begrüßungen am Tag von Clotilde und Paul, statt dessen betübte die Trauer die Familie ohne Frau und Mutter. Am ersten November prangte der ganze Friedhof zu Ehren der Toten im Blumenschmuck, auch aus dem Dorf waren die flackernden Kerzenlichter zu sehen, und oben, am Berghang beteten die Einheimischen für ihre Toten. 1922 beteten dort der Oberingenieur und seine Kinder für ihre Toten:

*„Hier in diesem Trauergarten, / werde ich mein' Mann und Kinder erwarten.
Kniert euch nieder und betet für mich! / So bitt' ich auch bei Gott für Euch.“
(Ausschnitt aus dem Trauergebet der dortigen Schwaben)*

Ein Jahr später, an einem Nachmittage im Sommer des Jahres 1923, als sich die Hitze ein bisschen schon nachließ, ging eine traurige Gruppe wieder hinauf am Berghang. Der verstorbene fünfjährige kleine Sohn des Oberingenieurs wurde von ihm auf den Friedhof begleitet, neben ihm gingen Ernestin und unsere Mutter, Mimi, die ihren kleineren Bruder, Leo bei der Hand nahm. Mit der kleinen Glocke wurde einmal geläutet, mit der kleinen und der mittleren dreimal gleichzeitig, Für die Toten, die noch keine Kommunikanten waren, wurde damals im Dorf so geläutet. Die einschlummernden Kinder hatten einen traurigen Abend und eine schwere Nacht. Ich weiß nicht, was für Märchen die Erzieherin den Halbwaisen abends erzählt hat, aber wenn ich ein schwäbisches Schlaflied heraufbeschwöre, dann überläuft mich auch jetzt ein kalter Schauer:

*„Schlof Kindal, schlof...
Schlaf, mein Kind, schlaf, deine Mutter liegt im Grab, dein Vater ist im Ausland.
Schlaf, mein Kind, schlaf, auf dem Weg kommt der Teufel, er beißt die Mädchen.
Schlaf, mein Kind, schlaf, im Garten sind die weißen und die schwarzen Lämmer,
sie beißen die Mädchen.“*

Mich überläuft der Schauer, denn in der Kindheit unserer Mutter kam es tatsächlich vor, dass ihr Vater für einige Wochen zu seinen Eltern und Verwandten in die Niederlande reiste, es war also die Wirklichkeit, dass „ihre Mutter im Grab, ihr Vater im Ausland war“.

Vor dem Teufel hatte sie bestimmt Angst, vielleicht hatte sie aber vor den weißen und den schwarzen Lämmern keine, weil – wie sie es mit gefalteten Händen unzählige Male geflüstert hat – die sind alle Gottes Lämmer, die nehmen hinweg die Sünden der Welt.

5. Glück auf, Glück tief

Die Gemeinde Iwanfelde (auf Ungarisch Pilisszentiván) war nach einer Urkunde aus dem Jahre 1401 schon im Mittelalter eine bewohnte Siedlung. Die Aufschrift der halbzentnerschweren Glocke die im Turm der Kirche der Siedlung auch heute noch in Betrieb ist, ist: ANNO DOMINI 1665. Anfang des 17. Jahrhunderts ließ sich ein Mönch namens Iwan am Bach nieder, und die Siedlung bewahrt den Namen dieses Mönches.

Fast hundert Jahre später begann sich das Tal des Jägerbachs zu bevölkern, es war der Besitz der Augustiner. Zuerst ließen sich fünf deutsche Familien nieder, denen ein halbes Jahrhundert später mehr als fünfhundert Leute folgten. Katholische, aber es zogen auch einige jüdische Familien ein. Die ersten fünf deutschen Familien und ihre Nachfolger kamen aus Mitteldeutschland, und sie sprachen Ostfränkisch, diejenigen, die vom Rheinland später gekommen sind, brachten den mittelfränkischen Dialekt mit von ihrem ursprünglichen Wohnort: aus den Siedlungen bei Köln, Trier und Mainz. Diese Gegend war der Wohnort der Familie des Oberingenieurs Paul, die deutscher Herkunft war. Während die Familie unserer Mutter bei Köln und Trier lebte, lebte die Mehrheit der Verwandten unseres Großvaters von väterlicher Seite in Bonn, Aachen und Löwen oder in ihrer Umgebung.

Es gab natürlich auch in der Umgebung von Iwanfelde alte Siedlungen mit Ansiedlern. Das Zusammenleben von Iwanfelde und den anderen zwei nahen Bergbaudörfern zeigt ein spöttischer Reim: „Wer in Scholomar nicht angelogen, in Iwanfelde nicht betrogen und in Wereschwar nicht verprügelt wird, der kann die Welt mutig bereisen.“

Die Ansiedler beschäftigen sich vor allem mit der Landwirtschaft, obwohl der Ackerboden da schwach war, sie wenig Zugtiere hatten und sie ihre Ackerfelder mit der Hacke bewirtschafteten, wurden Weinberge schon von ihnen angepflanzt. Bei Iwanfelde, auf dem Grundbesitz des Grafen begann man 1850, Kohle zu gewinnen, zu jener Zeit kamen mehrere Bergleute aus Böhmen. Da kam der Baumeister Schmelzter mit seiner Familie nach Újpest (Neupest) (aus Böhmen, aus einem Bergbaudorf, Pomeils, das nördlich von Prag liegt). Ich habe keine Spuren gefunden, aber ich glaube, er kann in der Schiffswerft in Újpest gearbeitet haben, oder als Baumeister kann er wohl in der Stadt Häuser gebaut haben. Es kann sein, dass unser Urgroßvater von mütterlicher Seite auch hier, im Bergbaudorf gearbeitet hat, die Schwestern Schmelzter ruhen nämlich auf dem Friedhof von Iwanfelde, neben ihrer Kusine. Unsere Vorfahren väterlicherseits, die Familie Elb lebten in den Siedlungen der Umgebung, und sie arbeiteten im Bergwerk, bei der Bergbaugesellschaft Zwierzina aus Mähren im Jahre 1881, nicht weit von der alten Grube. Aus Mähren, dem Dorf Zayugróc des Grundbesitzers Zay, der kroatischer Herkunft war, kam unser Urgroßvater während der Monarchie nach Ungarn. Seine Söhne und Enkelkinder arbeiteten im Bergwerk Jahrzehnte lang. Es kamen auch Maurer, Zimmerleute, Schreiner und andere Fachleute, die an der Abteufung der Schächte und auf anderen Baustellen arbeiteten.

Von 1898 begann sich das Bergwerk in der Verwaltung der Budapester Steinkohlen-AG mit belgischer Beteiligung entschieden zu entwickeln. Um die Jahrhundertwende kamen Bergleute in großer Zahl aus Brennbach, der Steiermark und Niederösterreich. Zwischen 1900 und 1910, in zehn Jahren hat sich die Einwohnerzahl der Gemeinde fast verdoppelt. Es kamen Leute aus den alten Bergbaugebieten von Großgörs, so kamen viele aus dem Komitat Krassó-Szörény, sowie aus der Steiermark, Kroatien, Österreich, der Krain und auch aus dem Ausland: einige aus Italien, Polen, Galizien, Böhmen und Mähren. Die Bergleute aus Bayern haben Bayerisch gesprochen, und weil sie die Mehrheit wurden, passte sich das Fränkische der Einheimischen bald diesem neuen Dialekt an. Sie haben die Fachausdrücke natürlich nur auf Deutsch gebraucht, aber es ist auch natürlich, dass die ungarischen Bergleute die deutschen Wörter ungarisiert haben. Sie haben diese Wörter der ungarischen Aussprache angepasst, so wurde aus dem Wort „Schicht“ „sikta“, aus „Lutten“ „lutni“ und so weiter. Unser Großvater hat die Unterbringung von Sprengladungen (ungarisch: lód) gewiss sehr oft kontrolliert.

Das Kohlenbecken, das den Bergleuten der Dörfer Arbeit gegeben hat, wurde vom Anfang des 20. Jahrhunderts wirklich bedeutend, als die AG mit belgischer Beteiligung das Recht auf Kohlenforschung bekommen hat. Die Schacht im südlichen Teil der Gemeinde ist nach dem Generaldirektor des belgischen Trusts Leopold-Schacht benannt worden. Zuerst stand die Budapester Steinkohlen-AG unter belgischer Leitung, dann wurde sie von ungarischen Fachleuten geleitet, aber sie war immer mit belgischer Beteiligung. Vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges und während des Krieges kamen sehr viele Leute aus den Nachbarländern der Habsburg-Monarchie. Auch die Volkslieder der bayrischen und der schwäbischen Einwanderer bewahren diese Zeiten:

*„... Ich war unten, in Ungarn,
Meine Jacke ist mit Schnuren geziert,
Mein Hut hat eine breite Krempe,
In Ungarn hat mich die Sonne verbrannt,
So dass mich hier oben, am Donauufer niemand erkennt.
Wenn meine Augen nicht blau wären,
Wenn meine Haare nicht blond wären,
Könnte jeder glauben, dass ich ein Fremder bin,
Aber wenn ich meinen Mund aufmache, hört jeder dann,
Du bist kein Ungar, du bist ein richtiger Schwabe.
...In Schwaben soll ich begraben sein.“*

1908 kam unser Großvater Paul, der junge Elektroingenieur mit einem frischen Diplom hierher, aus Belgien. Die später gekommenen Bergleute wurden in Baracken untergebracht, später wurde auch eine Kolonie für die Bergleute aufgebaut, wo die Arbeiter, aber auch Paul, der Ingenieur gewohnt haben. In jedem Haus der Kolonie gab es acht Wohnungen, vier im Erdgeschoß, und vier auf dem Dachboden. Unser

Großvater, Paul und seine Frau, Klottild bemühten sich darum, die Geschichte des Bergbaudorfes immer besser kennen zu lernen und sich in die Gemeinschaft des Dorfes einzugliedern. Aber unser Großvater von mütterlicher Seite hatte kaum Glück. Er lebte kaum über 10 Jahre in diesem weder westlichen noch östlichen Land, von seinen Eltern und Verwandten weit entfernt, als der erste Weltkrieg zu Ende war, er hat die Räterepublik erlebt, dann als das Land um Trianon trauerte, verlor er seine Frau und seinen erstgeborenen Sohn. Das Dorf hat ihn liebgewonnen, geehrt, aufgenommen und ihm geholfen. Unsere Mutter musste das Elternhaus bald verlassen. Ihr Vater hat das Versprechen, dass er seiner Frau an ihrem Sterbebett gegeben hat, erfüllt, so hat er unsere Mutter den Erzieherinnen in Szörényvár anvertraut. Die Bergleute in Iwanfelde hatten es immer sehr schwer. Eine Stunde vor dem Beginn der Schicht ertönte ein kurzer Hupton: „Steht auf, und bereite euch auf die Arbeit vor!“ Eine halbe Stunde später bedeuteten zwei kurze Huptöne: „Macht euch auf den Weg!“ Genau um sechs, vierzehn und zweiundzwanzig Uhr zeigte ein langer Hupton den Beginn der Arbeit.

Der Bau der Eisenbahnlinie, die die Hauptstadt und die Bergbaudörfer verbunden hat, ist von der AG Esztergom–Álmásfüzitő für Vorortbahnen mit Dampflokotrieb finanziert worden, und von Karl Neuschloss und seinen Söhnen, sowie den Bauarbeitern von Giovanni Masaglia aus Turin gebaut worden. Das war noch während der Monarchie, als sich das Land auf das Feiern des Millenniums vorbereitet hat.

Zwischen Tschawa und Wereschwar ist ein kilometerlanger Tunnel gebaut worden, wobei drei italienische Arbeiter ums Leben gekommen sind. Der erste Zug fuhr am 17. November 1895 über Wereschwar bis Altöfen. Auf der Strecke Esztergom–Budapest sind wir mit meinen Geschwistern mehrmals auf die Sommerferien gefahren. Der Zug fuhr da schon am Westbahnhof ab – vom „Urheizhaus“, das von Mátyás Zitterbarth entworfen worden ist (unsere Urgroßmutter von väterlicher Seite, Maria Czitterparth, die Tochter von Leander C. war vielleicht mit dem Konstrukteur verwandt). Wir stiegen in Wereschwar aus, gingen über den Berg nach Iwanfelde. Auch die in der Umgebung geförderte Braunkohle ist mit dieser Eisenbahn Jahrzehnte lang nach Budapest geliefert worden.

Als der Weltkrieg ausbrach, begannen die Gruben dieser Gegend zu entwickeln. Südwestlich von der Schacht ist eine andere Schacht abgeteuft worden, die Haupttransportstrecke ist fertig geworden, aber das Wasser im Bergbauwerk war schon 5000 Liter/Minute. Man brauchte mehr Elektroenergie, deshalb wurde noch eine Anlage mit einer Leistung von 3000 PS in Betrieb gesetzt. Es wurde die Buda-Elektro-AG gegründet, die die Energie vom Bergbauwerk bekommen hat, und von 1923 die Dörfer der Gegend mit Strom versorgt hat. In Dumiratos, wo unsere Großeltern von väterlicher Seite gelebt haben, gingen die Lampen erst 1950 (am Geburtstag von Stalin) an – mit einem Rückstand von 27 Jahren!

1928 haben die Bergbauarbeiter mit den Bergleuten der Gegend für einen höheren Lohn und eine bessere Behandlung gestreikt. 2000 Streikende zogen mit ihren Familien in einem „Hungerzug“ nach Budapest. In jenem Jahr waren die belgischen

Besitzer nicht nur um den großen Streik besorgt, sondern auch um eine Interpellation im Parlament.

Die im Frühling des Jahres 1898 gegründete Budapester Steinkohlen-AG hat in Ungarn nur für 30 Jahre Rechte bekommen, und dieses Recht war 1928 abgelaufen. Nach dem gültigen Handelsgesetz löst sich die AG nach dieser Zeit auf. In dem ungarischen Parlament hat man – sich auf dieses Gesetz berufend – interpelliert und erklärt, dass die Budapester Steinkohlen-AG am 24. Mai 1928 juristisch und de facto aufgelöst ist. Da ist die AG in Brüssel plötzlich mit einer anderen ungarischen Gesellschaft zur Fusion getreten, dann hat man die Firma in dem Budapester Firmenregister eintragen lassen, und so konnte die Produktion fortgesetzt werden.

Zwischen den beiden Weltkriegen haben sich viele deutsche Intellektuelle, Handwerker und Kaufleute rasch assimiliert. Es gab aber auch solche, die die Ungarn als ihre Feinde betrachtet haben, schon wegen der Freiheitskämpfe in den Jahren 1848–49. Unter den Deutschen gab es auch eine dritte Richtung, die die ungarische Nationale Bewegung unterstützt hat; zu ihnen gehörte später die Mehrheit der Bauern, Großbauern, Großgrundbesitzer und Pächter. „Wer ungarisches Brot isst, der soll Ungarisch sprechen!“ Unser Großvater von väterlicher Seite hat diese Meinung vertreten, er erzog seine Söhne zum starken nationalen Bewusstsein und nach der Entscheidung in Trianon hat ihnen der Verlust von Siebenbürgen sehr Leid getan, und vielleicht hatten sie auch Sehnsucht nach Revanche.

Wegen der Veränderung der Grenzen sind in Ungarn sehr wenige Nationalitäten geblieben, aber in der Horthy-Ära wurden die Minderheitendörfer trotzdem – oder eben deshalb? – der Schauplatz der gewaltsamen Ungarisierung. Unter der Wirkung des Lex Apponyi hat sich die Zahl der Schulen, wo in einer Minderheitensprache unterrichtet wurde, auf die Hälfte reduziert. Zu der Kampagne der Ungarisierung zwischen den beiden Weltkriegen hat auch die Levente-Bewegung beigetragen. (Levente = Mitglied einer halb-militärischen Jugendorganisation in der Horthy-Ära.) Die meisten Erzieher von diesen jungen Leuten waren Beamte der Bergbaukolonie, die die deutschsprachige Kommunikation nicht erlaubt haben. Auch unser Onkel Julius war in Dorog Levente-Erzieher, aber ich glaube kaum, weil ich seinen lieben und geselligen Charakter gekannt habe, dass er sich so benommen hätte, weil auch seine Mutter, unsere Großmutter deutscher Herkunft war. Die Levente-Bewegung diente der militärischen Vorbildung, die Aufgabe der Pfadfinderei war die moralische Erziehung, die Vertiefung der Vaterlandsliebe und der Liebe der Natur, viele Vereine beschäftigen sich mit der religiösen Erziehung. Auch unser Vater mochte die Deutschen nicht sehr. Dass unsere Mutter zur Hälfte eine Deutsche war, oder eher eine Belgierin – das war ganz anders! Wegen Spottnamen (Slowake, der Rastelbinder, Walache in Bundschuhen, stinkender Schwabe), wegen Verachtung und Angst haben sich die hier lebenden Nationalitäten eher als Ungarn bekannt. Weil ich in Siedlungen gelebt habe, die von Slowaken, Rumänen und Schwaben bewohnt waren, weiß ich gut, was es bedeutet.

24. Die Ehe von Ernesto

Für mich war es unerlässlich, die historischen Kenntnisse aufzufrischen – ein Teil davon war nicht nur ein Auffrischen, weil man für das Abitur in Geschichte über den Balkan nicht so viel wissen musste. Ich wollte aber verstehen, und den anderen Betroffenen und Interessenten erzählen, wie der italienische Seemann, der spätere Donauschiffer, unser Urgroßvater von mütterlicher Seite, Ernesto C. um 1875 auf dem Balkan, im Regat erschienen ist. Wahrscheinlich hat sein Weg über Triest und Fiume geführt. In Fiume hat der Dampfschiffsverkehr 1854 begonnen und er ist nur langsam größer geworden.

Es ist übrigens viel sagend, dass 71 Prozent der Schiffe im Jahre 1970 noch Seegelschiffe waren. Da ist die Gesellschaft Lloyd auch in Fiume erschienen, und 1881 wurde die Ungarische Adriatische Seeschiffahrtsgesellschaft in Fiume gegründet.

Unser Großvater lebte in Brăila, Craiova, Turnu Severin und in Râmnicu Vâlcea, dann auch in den Großstädten der Monarchie, in Budapest und Wien; unsere Mutter hat sich so erinnert, dass er in Brăila beerdigt wurde. Aus seinen Briefen erfuhr ich, dass die Schiffsgesellschaft, die ihn angestellt oder beschäftigt hat, in diesen Städten Büros hatte. Nachdem er 10 Jahre lang auf der Donau mit dem Schiff gefahren war, heiratete er Alexandrina Schmelzter im Jahre 1885. Damals war Ernesto beinahe 30 Jahre alt und noch italienischer Staatsbürger. Alexandrina, die als österreichisch-ungarische Staatsbürgerin in Craiova geboren wurde und auch dort zur Schule ging, war damals 18 Jahre alt. Ernesto sprach Italienisch, Deutsch und Rumänisch (er benutzte die Altrumanische Sprache, was die Übersetzung seiner Briefe erschwerte). Alexandrina sprach gewiss Rumänisch, Französisch und Deutsch, aber wahrscheinlich auch Ungarisch, weil ihre Mutter in Újpest geboren wurde. Beide waren römisch-katholisch, Ernesto wurde in Bologna, Alexandrina in der Pfarrkirche von Craiova getauft. Von der Familie von Ernst konnte ich nichts erfahren (ich wechselte seinen Vornamen in Ernst, weil er in den Schriften und Briefen auch wechselweise vorkommt); in der Matrikel von San Egidio kommt der Name einer Schwester von ihm vor. Alexandrina war in einer wohlhabenden bürgerlichen Familie aufgewachsen, ihre Pateneltern waren Stephanus Peternell und seine Frau, Caroline Schmelzter, die in Craiova eine Apotheke geführt haben. Die Jahre der Mädchen Alexandrina, Berta und Emilie in Craiova werden bloß auf einigen Fotos verewigt. Auf einem Foto, das das Schlittschuhlaufen auf dem See in Craiova im Jahre 1899 verewigte, kann man auch ihren Französischlehrer, Bouberg sehen, neben ihm rechts die Mädchen, Berta, Alexandrina und Emilie, außerdem die Freundinnen, einen unbekanntem Jungen und die Eltern der Mädchen: Josef und Teresia. Auf einem anderen Foto sind die drei Schmelztermädchen und ihre Freundin, Marga de Bier zu sehen; das Bild mag schon in Turnu Severin 1904 gemacht worden sein.

Unsere Urgroßeltern mütterlicherseits lebten als österreichische Staatsbürger in Craiova, sie sind durch Ungarn aus Böhmen gekommen. Als ich ihre Taufscheine und Heiratsurkunden besah, las ich deutsche und lateinische Namen. Im Taufschein unserer Urgroßmutter, die von der Romano-Catolica si Parohia Craiova ausgestellt wor-

den war, heißen die Pateneltern Stephanus Peternell, Caroline Schmeltzer, der tau- fende Pfarrer P. Venceslaus Nebezars. Eine Kopie davon wurde 1939 von dem Pfar- rer Adolf Bachmering unterschrieben. Bei der Eheschließung im Jahre 1885 in Craiova waren die beiden Zeugen in der katholischen Pfarrkirche A. Wenner und Carol Böhmes, der trauende Pfarrer Julius Hering. Die Stadt hatte schon damals eine Mittelschule und eine Hochschule sowie ein Theater, in denen die Mitglieder der Familie gelernt und sich unterhalten hatten. Von den Schulen erfahren wir aus den Zeugnissen und eine Art Unterhaltung zeigt das Foto von dem Schlittschuhlaufen auf einem See der Stadt.

Anderthalb Jahre nach der Trauung – am 1. Februar 1887 – wurde ihre Tochter, C. Clotilda geboren, die in der römisch-katholischen Kirche „Sancti Antonii de Padua civit. Ramnic-Valcensis in Romania“ getauft wurde. Die Familienfotos von Turnu Severin wurden später im Atelier in der Trajan Straße 50 gemacht, sowie auf der Allee Carol I. im Atelier von L. Medl; auf einem der Familienfotos sind sie mit ihrem Sohn, Alfredo zu sehen, der 1888 geboren wurde – so ist es wahrscheinlich, dass das Foto zwischen 1910 und 1912 im Atelier von J. P. Kicomban aufgenommen wurde. Das letzte Foto von unserer Urgroßmutter wurde in Újpest, im Fotoatelier von Gyula Kozma in der Árpád Straße gemacht, wahrscheinlich im Jahre 1913. Auf diesem Bild sind schon die Zeichen von der Krankheit, von der Tuberkulose zu sehen. Die typi- sche und tödliche Krankheit dieser Zeit von Craiova bis Budapest (und auch an- derswo) war die Tuberkulose – davon zeugen die Zeilen im Benachrichtigungsbüch- lein unserer Mutter in der Grundschule, die auf der inneren Seite des Umschlags ste- hen, und die die kleinen Kinder vor TBC-Erkrankungen warnen.

Paul R., unser Großvater, der zwischen 1882 und 1907 in Belgien, in Löwen groß- gezogen wurde und seine Schulen absolvierte, begann 1908 in Ungarn zu arbeiten und Ende 1912 verpflichtete er sich nach Rumänien, wo er bei einer ebenfalls belgi- schen Firma ein Jahr gearbeitet hat. Diese Jahre vor dem Weltkrieg waren in beiden Ländern, Belgien und Ungarn noch friedliche Zeiten, die Jahre des reicher werden- den Bürgertums. Es herrschte nicht dasselbe auf dem Balkan, wo zwischen 1875 und 1903 ständig Kriege geführt wurden und 1912–13 ebenfalls. Kapitän Ernesto befuhr die Donau mit einem Handelsschiff, aber wenn es nötig war, hat er auch eine ge- fährliche Fracht oder sogar Verletzte geliefert – das Letztere bezeugt auch die Aus- zeichnung von König Karl.

48. ...sondern erlöse uns von dem Bösen

31. Oktober 1956 hat Koniew, der Marschall der Sowjetarmee den Befehl bekom- men, die Ungarische Konterrevolution niederzuschlagen und die Ordnung im Land wiederherzustellen. Kádár zog am 7. November mit seiner siebenköpfigen Regierung unter Schutz von sowjetischen Panzern in Budapest ein, an jenem Tag „feierte“ die Sowjetmacht ihr 40. Jubiläum. Am 22. November wurde Imre Nagy entführt und mit seinen Gefährten nach Rumänien geliefert. Zwischen diesen markierenden zwei

Tagen machte Dr. Vargha in Iwanfelde einen Besuch, um die Katholische Volkspar- tei zu organisieren. Unser Onkel Ernst hatte zwar gegen die Nachgiebigkeit der neuen Macht einen Vorbehalt und auch Pater Vendel benahm sich vorsichtig.

„Nachdem ich ihr Vertrauen gewonnen hatte, erklärte R., sie haben gedacht, dass mich Kádár geschickt hat“ – äußerte der Organisator für das Protokoll. Diese Bemerkung habe ich aus dem Protokoll der Vernehmung 1958 zitiert, weil Pfarrer Ernst, wie ich mich erinnere, Sinn für Humor hatte; in schwierigen Situationen war er gern von jovialer Fröhlichkeit. Ich meine, er hat kaum darauf gehofft, dass die sowjeti- schen Truppen bald nach Hause gehen, und bei den folgenden „freien Wahlen“ die Katholische Volkspartei der Rivale von der Ungarischen Sozialistischen Arbeiter- partei werden kann. Trotzdem ging er zwei Wochen später mit dem Parteiorganisator in die benachbarte Pfarrei, wo auch sein Freund gegen die Angelegenheit einen Vor- behalt hatte, aber sie übergaben doch 3000 Forint (damals eine große Summe!) für die Kosten der Organisierung. Zu gleicher Zeit war alles schon längst verboten und auf- gelöst, das Standrecht und das Standgericht wurden eingeführt. In Kenntnis dieses Protokolls hat Zoltán Kárpáthy 10 Jahre später, 1966 auch über die Organisation der sieben Schwaben in Mór berichtet.

„Ungefähr vor 4 Jahren kam K. I., der jetzige Mórer Pfarrer nach Mór. Bald brachte er nach Mór R. Leo als Kantor (er gehörte offiziell nicht zu den 7 Schwaben, weil er kein Diözesenpriester ist), der sich während seines 4jährigen Aufenthaltes mehrmals ver- plappert hat. Aufgrund dessen kann man Folgendes zusammenstellen. Die Clique „7 Schwaben“ hat ihn, als er dort ankam, mit einer doppelten Aufgabe beauftragt: Einer- seits sollte er die dort lebenden Schwaben in ihrem Rassenbewusstsein ständig verstär- ken, ohne dass es nach außen hin auffallen würde, andererseits sollte er ermitteln, was für eine Beziehung der neue Pfarrer zu den Kommunisten hat, dass er an diesen großen Ort gelangen konnte. Er strebt dauernd danach, seine erste Aufgabe geschickt und wirk- sam auszuführen. Er besucht ständig die alten schwäbischen Familien mit der oben er- wähnten Absicht. Ich habe gehört, dass diejenigen, die zu ihren westlichen Verwandten eine Ausreisewilligung bekommen, von ihm vor ihrer Reise mehrmals aufgesucht wer- den. Bei den Verwandten von W. A., einem Bistumsangestellten ist er ein ständiger Gast. Er erwirbt seine Informationen über die Diözese teils hier. Außerdem hat er eine freund- schaftliche Beziehung zu Erwin H. Neben dem offiziellen Kirchenchor hat er auch noch »einen Chor« organisiert, er sammelt kleinere Gruppen von Schwaben regelmäßig zu- sammen und bringt ihnen die alten schwäbischen Lieder bei. Er spricht mit ihnen auch schwäbisch und ermutigt sie auch dazu, ihren Kindern die schwäbische Sprache auch weiterhin beizubringen. Zugleich hat er in der Pfarrei und auch unter den anderen Pries- tern verbreitet, dass der Pfarrer nicht ohne Grund hierher gekommen ist, man muss auf- passen, sich hüten, etwas vor ihm zu sagen. Sein damaliger Kaplan hat K. I. ins Gesicht geschlagen: »Du verheimlichst es vergebens, wir wissen trotzdem, dass du ein großer Friedenspriester bist.«“

Die „Bewegung“ der Friedenspriester ist am ersten August von Miklós Beresz- tóczy gegründet worden und sie wurde von ihm geführt. In diesem Bericht gibt es ei- nige verräterische Worte, und zwar: „Wir müssen uns hüten, etwas vor ihm zu sagen.“

also ist „Kárpáthy Zoltán“ als Priester in Mór anwesend, er beobachtet seinen Priesterkollegen nicht von außen und durch einen Informator.

Unser Onkel Leo war an vielen Orten, bevor er 1956 nach Mór als Kantor gekommen ist. Die Agenten unter den Decknamen Temessy, Kárpáti und Aradi schreiben von ihm stetig Berichte. Es kann sein, dass diese Decknamen dieselbe Person decken, aber es könnte auch eine nicht heilige „Dreifaltigkeit“ gewesen sein.

Der Agent Aradi schreibt im Juli 1964 Folgendes: *„Obwohl es nicht zu meinen Aufgaben gehört, melde ich, dass die ehemaligen Lazaristen-Mönche, S. I. Mórer Kaplan und R. L. Morer Kantor am 8. Juni bei mir erschienen sind. Ich habe erwähnt, dass ich in der nahen Zukunft in die BRD reise. R. L. hat mit Kummer bemerkt, dass sein Passgesuch und auch das seines Bruders zurückgewiesen worden sind. Ich habe ihm den Brief von Ruzsik gezeigt, den auch Csikos und Árpád Kiss unterschrieben haben. Ruzsik ruft mich, dass ich mich vorbereiten und lernen soll, weil sie mich erwarten. Ich habe scherzend bemerkt: »Siehst du, ihr seid Schwaben, ihr seid nicht zuverlässig! Kiss, Csikos und ich, wir sind zuverlässig und Janisch ebenfalls.«“*

„Obwohl es nicht zu meinen Aufgaben gehört...“ Hm! Wenn jemand etwas nur aus Eifer machte, nannten wir ihn in der Kindheit „eifrige Flechse.“

Ein Jahr vor der Meldung, im Jahre 1963 ist Vilmos Ruzsik gleichzeitig mit dem Bischof von Kolumbien zur zweiten Sitzung des Vatikanischen Konzils nach Rom gekommen (das 2. Vatikanische Konzil dauerte von 1962 bis 1965), und ist auch nach Wien gefahren, wo er sich mit Pater Janisch getroffen hat, der dort seine Verwandten besucht hat. Aus den früheren Berichten geht hervor, dass Pater Janisch im November 1963 aus Paris zurückkehrte; zur gleichen Zeit ist aber Pater Csikos nach Paris gefahren, und Kiss ist später gefahren. Tibor Dusik hat Pater Csikos vor seiner Ausreise gebeten, dass er auch in die BRD und nach Paris ausreisen möchte, es kann sein, dass es ihm gelungen ist? Jedenfalls stammt dieser Bericht von Aradi; er hat noch erwähnt, dass die Gedenkmessen der Lazaristen-Mönche – auch die Messe von Pater Köves – von unseren Onkeln organisiert werden, sie können also aufgrund einer Adressliste die Lazaristen-Mönche in Ungarn mobilisieren. Im gleichen Jahr haben unsere Eltern zum ersten Mal westliche Pässe bekommen und ein paar Mark und Schillinge. Weil die innere Abwehr unsere verwandtschaftlichen Beziehungen gekannt hat, waren wohl die zu Hause bleibenden acht Kinder eine entsprechende Gewähr; oder hat man unseren Vater auch um etwas anderes gebeten? Das kann man heute nicht mehr wissen.

Unsere Eltern schickten von ihrer Reise den „im Inland gesperrten“ Onkeln Ansichtskarten, wobei sie ihnen mit dem Anblick des Hauptplatzes in Brüssel und der Kathedrale in Löwen Kummer bereitet haben. Pater Leo, dessen Gesuch da und in den folgenden Jahren immer wieder zurückgewiesen worden ist, hat nicht geglaubt, dass man in der „Volksdemokratie“ das zweite Glied des Begriffes nicht ernst nehmen soll, deshalb hat er Berufung eingelegt, und an den Leiter der Passabteilung des Innenministeriums einen Brief geschrieben. Einige Zeilen aus dem Brief vom Mai 1963:

„Leider konnte ich weder meinen Cousin besuchen noch am 25. Klassentreffen in Wien-Kalksburg teilnehmen. Meine Abwesenheit war für meinen Verwandten und meine Klassenkameraden schon auch in der Vergangenheit unverständlich, was mit dem Vergehen der Jahre und der Normalisierung der Verhältnisse nach dem Krieg für sie noch unerklärbarer ist. Ich bin besorgt, dass meine Abwesenheit trotz ihrer wiederholten und drängelnden Einladung Anlass gibt, zu rätseln und daraus falsche Schlussfolgerungen abzuziehen, die unsere Volksdemokratie in ungünstigem Licht erscheinen lassen, was mich – hoffentlich darf ich es ganz offen sagen – aus persönlichen Gründen noch schmerzlicher betrifft. Ich bitte Sie, meinen Passantrag, meine obigen Begründungen anerkennend, anzunehmen. Mit patriotischem Gruss, Leo R.“

Die Zeilen des Onkels lesend kann man sagen: er war geschickt. Ich denke sofort daran, dass es ihm jemand diktiert hat, vielleicht Onkel Ernst oder gerade einer von den Agenten. Langsam (die damalige Abwehrstrategie ausgekannt) komme ich zu der Überzeugung, dass dieser Brief im III/III Dezernat gelandet sein muss, und er den Status des Onkels als Agentenkandidat gegründet hat. Obwohl am Ende seines Briefes der Ausdruck „Mit patriotischem Gruss“ gestanden hat, konnte sein Gewinnen nicht aus patriotischen Gründen erfolgen, das war wegen seiner religiösen Überzeugung und seines Glaubens von vornherein völlig ausgeschlossen. Er musste etwas als Grussformel schreiben, und „Laudetur Jesus Christus!“ war doch unmöglich.

Dann ist das Eis nach der Versöhnung mit dem Vatikan im Jahre 1964 gebrochen, zuerst hat Onkel Ernst, dann, im Jahre 1966 auch Pater Leo einen westlichen Pass bekommen. Wenn ich mich gut erinnere, waren sie zum letzten Mal vor dem Krieg als Schüler in Wien, Graz und auf einem Familienausflug in Honnef, Bonn und Köln. Weil der Preis des Passes ein ausführlicher Reisebericht war, so kann ich wieder der inneren Abwehr meinen Dank ausdrücken, dass ich die Reise unseres Onkels Leo niederschreiben kann:

„Weil ich schon dreimal einen Pass nach Österreich und Westdeutschland beantragt hatte, mit wenig Hoffnung, so habe ich mit großer Freude wahrgenommen, dass ich den Pass endlich bekommen habe. Meine Ordensbrüder und die Priester um mich haben bis zu den letzten Wochen nicht gewusst, dass ich ihn bekommen habe. Ich habe mein Gepäck gezeigt, ich habe keinen Brief mitgebracht. Den Kodak-Film meines Priesterkollegen Ferenc Csikos habe ich zu Hause gelassen, denn ich habe es so besser gefunden. Die Nachricht des Bischofs Kisberk habe ich nicht übergeben, weil ich einerseits keine Möglichkeit hatte, das erzbischöfliche Amt in Köln aufzusuchen, und andererseits habe ich die Sache zu obskur gefunden. Ich war dessen nicht sicher, dass es um Mark oder Dollar geht. Am 11. Mai bin ich von zu Hause weggefahren, ich habe Frau Gy. W. und ihre Tochter aufgenommen, in Fehérvár habe ich V.W. bei der Prohászka-Kirche gelassen, und von dort hat uns der Schwiegersohn von Frau W. auf den Ostbahnhof gebracht. Unser Zug fuhr um 9 Uhr 5 ab; bei der Pass- und Zollkontrolle gab es kein Problem. Im Zug habe ich keine verdächtige Erscheinung erfahren. In Wien erwarteten uns mein Cousin Hans G., und meine ehemaligen Klassenkameraden Toni K. und Walter M. mit ihnen unterhielten wir uns im Bahnhofsrestaurant ungefähr eine Stunde. Von politischen Sachen sprachen wir nicht. Wir erinnerten uns eher an alte Geschichten vor 28 Jahren. Mit diesen Klassenkameraden

trafen wir uns einmal am Abend auch bei meinem Cousin, da sprachen wir über religiöse Themen. In Bonn kam ich am 12. Mai um halb sechs an. Am Bahnhof erwarteten mich meine Tante, Katharina R. und ihr Sohn. Mit ihnen fuhren wir mit dem Taxi nach Bad Honnef. Dort traf ich mich von meinen Verwandten mit meiner Tante Frau Maria R. aus Brügg, die die ältere Schwester meines Vaters ist. Natürlich traf ich mich auch mit dem jüngeren Bruder meines Vaters, Kelemen und André R., sowie dessen Frau, die in Brüssel wohnt. Ich traf mich ebenfalls mit Ágnes, der Tochter meiner Tante Maria, die auch in Brügg wohnt und mit der anderen Tochter meiner Tante Maria Meggy, die in London lebt, aber gerade da waren sie in Frankreich bei dem anderen Sohn meiner Tante Maria, Teddy. Mit meinen Verwandten unterhielt ich mich nur über die Sachen der Familie, mit anderen weltlichen Personen traf ich mich nicht. Von meinen Ordensbrüdern schrieb ich dem Kölner Visitor über mein Kommen, der Prior empfing mich und stellte mich den Ordensbrüdern vor. Mit meinen Ordensbrüdern unterhielten wir uns über die Arbeit der Ordensbrüder in Ungarn, politische, wirtschaftliche und kirchenpolitische Fragen tauchten nur flüchtig auf. Militärische gar nicht. Nach Mindszenty erkundigten sich alle, aber die meisten fanden seinen jetzigen Aufenthaltsort nicht richtig, und sie hielten es für ein ungelöstes Problem. Sie haben mich konkret nicht aufgerufen, dort zu bleiben. Der Kölner Visitor, Otto Pies hat seinen Beitrag und seine Hilfe angeboten, wenn ich studieren möchte und vom ungarischen Staat die Erlaubnis dazu bekommen würde, dann würde er die Kosten für zwei Jahre bezahlen. Während meines Aufenthaltes hatte ich keine kirchlichen Funktionen, ich habe nicht gepredigt.“

Dann hat er detailliert aufgezählt, von wem, wie viel Mark und was für Geschenke er bekommen hat, über die er keine Empfangsbestätigung unterschrieben hat. Dann hat er den Bericht fortgesetzt:

„Ich habe nicht erfahren, dass sich die österreichischen oder die westdeutschen Polizeioorganen durch meine Bekannten nach meiner Person erkundigt oder mich kontrolliert hätten. Ich habe niemandem versprochen, dass ich strebe aus dem Land legal auszufahren und als Ordensbrüder tätig zu sein. Vor meiner Heimreise hat mich niemand gebeten, ein Paket, einen Brief oder eine Nachricht zu übergeben. Am 11. Juni fuhr ich nach Ungarn zurück.

Ich kam in Budapest an, von dort fuhr ich zu meinem Bruder, und am folgenden Tag nach Mór. Bei meiner Heimfahrt erfuhr ich weder im Zug noch bei der Zollkontrolle irgendwelche verdächtige Erscheinung. Über die Wirtschaftslage in Österreich und der BRD kann ich mir keine Meinung bilden, weil ich mich in dieser Hinsicht nicht informiert habe. Über einige Leute habe ich nur mit Ferenc G., dem in der BRD, der Gemeinde Ebingen lebenden Pfarrer gesprochen, der – weil er sich als Deutschsprachiger bekannt hatte, 1947 nach Österreich ausgesiedelt worden ist.

In Österreich unterhielt ich mich mit den Ordensbrüdern L. u. K., weil sie die hiesigen Brüder kannten, sie erkundigten sich nach meinem Bruder und den Priestern István M. und István L. Sie haben gesagt, dass der österreichische Visitor den im Ausland lebenden ungarischen Ordensbrüdern ein Haus zugewiesen hatte, aber ich weiß nicht, wo dieses Haus ist. Die Lage des Ordens in der BRD und Österreich sieht so aus, dass es kaum Nachwuchs gibt, sie leiten eher Pfarreien. In Österreich leben sie ziemlich einfach, was man auch ärmlich nennen kann.“

Nachdem Pater Leo heimgekehrt war, bat man ihn um den Reisebericht schon eine Woche später. Bevor ich den Reisebericht „bewertigen“ oder bescheidener gesagt erklären würde, zitiere ich die Meinung de Abwehr: *„Für mich ist es interessant. Er hat sich dadurch nicht angestrengt. Es ist nicht wahr dass er über die BRD und Österreich nichts mehr und nichts Bedeutendes erzählen könnte. Er ist nicht aufrichtig, wir müssen mit ihm vorsichtig sein! Juhász“*

Aus dem Bericht kann man gut sehen, dass er vorbereitet worden war, vielleicht hat man ihm gesagt, worauf er aufpassen muss, worauf sie neugierig sind. Ich verstehe die Enttäuschung des Ermittlers. Es scheint wirklich eine Ausflucht zu sein (das hat Onkel Ernst irgendwann gesagt), aber irgendwie ist es doch aufrichtig, weil der Pater tatsächlich nicht geeignet war, eine solche Aufgabe zu erfüllen. Und ich wundere mich gar nicht darüber, dass, weil er Berkesi keine Mark und keinen Dollar erworben habe, die „Repressalie“ des Oberhirten nicht ausblieb; der „Dollarpope“ (sic!), das heißt „der Steuermann Berkesi“ hat auf ihn jahrelang geachtet, ich könnte auch so sagen, dass er sich an ihm gerächt hat. Kaum ein Jahr vor seiner Ausreise wurden beim Zoll der Aufsatz seines Großvaters und ihre Briefe beschlagnahmt. Er ist wahrscheinlich danach mit dieser Vorgeschichte erpresst worden und man hat versucht, aus ihm einen Agenten zu machen, deshalb hat er so auffallend geschrieben, dass er als Auftrag weder Dias noch Briefe noch Pakete mitbrachte oder abholte. Als Agentenkandidat hatte er schon den Decknamen „Morer“, und seinen Pass hat er dadurch entgolten, dass er die Geschichte des Lazaristenordens in Ungarn niederschreiben sollte, und auch das, wo seine Lazaristengefährten arbeiten, und wie er seinen Wagen erworben hat. Er hat in seinem Bericht über Herrn Janisch eine sehr gute Meinung formuliert: *„Er hörte allen liebenswürdig und geduldig zu, in seinen Urteilen war er besonnen und gerecht, deshalb haben ihn alle gemocht. Als er schon alt war, betrachteten wir ihn nicht als Provinzial (zwischen 1936 und 1950), sondern eher als einen lieben und humorvollen alten Herrn, dem wir alles erzählen konnten, und der nie den Vorgesetzten spielte, sondern sich mit uns mit wahrer freundschaftlicher Liebe unterhielt.“*

Er hat auch über István L. geschrieben, der aus der BRD zu dieser Zeit zurückkehrte: *„Wenn einer gern arbeitet, kann hier ebenso arbeiten, wie im Ausland. Ich finde István L. jetzt viel ruhiger und ausgeglichener als früher. Eine solche Erholung könnte vielleicht vielen Priestern gut tun, auch für die Mitglieder der »Sieben Schwaben«, die nicht viel gereist sind.“*

All das hat er zwischen dem ersten und zehnten Mai, direkt vor seiner Abreise geschrieben. Aber es gibt hier noch etwas Interessantes: in seinem ausführlichen Reiseplan hat er angegeben, dass er die Reise am 15. Juni antritt. Warum reiste er doch sofort ab, sobald er seinen Pass bekommen hatte? Vielleicht, weil er Angst hatte, dass der Pass doch zurückgezogen wird? Oder vielleicht, weil er der „Vorbereitung“ schon überdrüssig war? Wer kann es wissen, vielleicht haben beide Gründe eine große Rolle gespielt. Ich sage nebenbei, dass ich darüber im Klaren bin, dass damals Hunderte solcher oder ähnlicher Reiseberichte geschrieben waren, so ist die Aufzeichnung des Paters für uns nicht wegen ihrer Außergewöhnlichkeit wichtig, sondern wegen unserer Betroffenheit, sie kann für die Nachfolger, die Enkelkinder und Urenkelkinder lehrreich sein.

49. Das Mutterhaus der Lazaristen in Paris

Im Kapitel „Die Kinder der Monarchie“ habe ich unter dem Titel „Im Haus Karthäuser, draußen Apostel“ ausführlich über die von dem Heiligen Vinzenz gegründete Missionärgesellschaft der Lazaristen geschrieben. Jetzt beschäftige ich mich damit wieder, weil ich auch über die Tätigkeit und die Kontakte des Pariser Mutterhauses nach dem zweiten Weltkrieg bzw. über die damit zusammenhängende Tätigkeit der Ungarischen Abwehr zwischen 1945 und 1990 schreiben möchte. Die Anzahl der in Frankreich zu dieser Zeit lebenden Ungarn kann man auf 45-50 Tausend schätzen. Wegen ihres Alters und weil viele Emigranten schon gestorben sind, gab es gewiss immer weniger Leute, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg nach Paris oder aufs Bergbauggebiet in Nordfrankreich gekommen waren. Deshalb und auch wegen unserer familiären Kontakte schreibe ich vor allem über die Flüchtlinge nach 1945 und 1956, und unter ihnen hauptsächlich über kirchliche Personen.

Der bedeutende Schauplatz ihres Gemeinschaftslebens war das kirchliche Institutionssystem, deshalb war es wohl von den Staatssicherheitsorganen stark kontrolliert. Unsere Familie verband sozusagen eine Freundschaft mit dem Lazaristenmönch Vilmos Ruzsik, dem katholischen Würdenträger in Frankreich, dem päpstlichen Prälaten, der lange Zeit die Pariser ungarische Mission geführt hat und später der Seelenhirt der Ungarn in Frankreich geworden ist. In einem Interview hat Pater Vilmos zu seiner Arbeit Folgendes gesagt: *„Unsere Arbeit besteht darin, dass wir in den Ungarn die Hoffnung aufrechterhalten, ihnen die Sakramente austeilen, und die ungarischen Gemeinschaften pflegen.“*

Im Sommer 1966 meldet ein Agent (sein Deckname war Temessy und er kann davor in dem Mutterhaus der Lazaristen 2 Jahre verbracht haben) Folgendes: *„Das Mutterhaus der Lazaristen ist derzeit ein Studienzentrum, von wo aus die jungen geweihten Priester, die wegen ihres Studiums in die französische Hauptstadt gekommen sind, verschiedene Universitäten und Hochschulen besuchen. Bei meiner Ankunft war der Leiter der Mission Catholique de Paris der Benediktiner Roman Rezek, ein Französischlehrer. Ihm ist 1964 Doktor József Vecsey nachgefolgt. Herr Vecsey hat früher auch beim Rundfunk »Freies Europa« gearbeitet, und er hat das Leben des Kardinals Mindszenty verarbeitet, über sein Leben hat er geschrieben.“*

Der Bericht ist interessant, weil es darin solche Formulierungsfehler gibt, die der von mir – vom Hörensagen gekannte und geehrte – Priester nicht begangen haben kann. Daraus kann ich darauf schließen, dass er jemandem berichten musste, und der Betreffende hat den Endtext geschrieben. Er äußert sich über die dort lebenden ungarischen Dissidenten: *„...die in der Arena auftretenden Dissidenten sind eine hochtönende dumme Gesellschaft von Jammergestalten.“*

In Paris können damals 20 Tausend Ungarn gelebt haben, natürlich hat nur ein Teil davon nach dem Weltkrieg das Land als Dissident verlassen. Man wollte, dass der Informator dort bleibt, weil es Mangel an gut ausgebildeten, Französisch sprechenden ungarischen Priestern gegeben hat. Zugleich – wie er geschrieben hat – *„...achten die dortigen Priester sehr darauf, dass kein kommunistischer (sic!) Priester*

unter sie kommt“. Doktor Vecsey war besonders mißtrauisch. Darüber habe ich in einem anderen Bericht gelesen, weil er war es, der aufgrund des Gerüchtes des Agenten (dessen Deckname Berkesi war und der der Bischof Kisberk war) gegen die Anstellung unseres Onkels protestiert hat, obwohl er in jeder Hinsicht angemessen gewesen wäre. Zuletzt fasst der Informator-Priester seinen Vorschlag zur Pastoration so zusammen: *„Man müsste solche Arbeitskräfte in die Arbeit der westlichen Pastoration einsetzen, deren Persönlichkeit dafür eine Garantie ist, dass sie unserem Staat (dem ungarischen Staat) gegenüber immer ein loyales Verhalten zeigen werden.“*

Er schlägt vor, dass man von Ungarn organisieren soll, dass Vecsey Arbeitskräfte bekommt, und er schlägt den in Kolumbien wirkenden Vilmos Ruzsik vor, weil: *„Er ist Lehrer. Er hat genug Erfahrung und auch in kirchlichen Kreisen hat er einen guten Ruf. Er hat Ungarn 1948 mit einem Auswandererpass verlassen, ist Staatsbürger von Kolumbien, so braucht er kein Asylzeugnis (carte de réfugié). Ich habe mit Vecsey über Ruzsik mehrmals lobend gesprochen. Vecsey hat ihn in Rom kontrolliert, wo er 1963–64 studiert und promoviert hat.“*

Dann versucht er Ruzsik der ungarischen Abwehr und den führenden Friedenspriestern „verkaufen“. *„Ich bin der Meinung, dass Ruzsik für diesen Posten geeignet ist. Natürlich ist er nicht frei von dem Einfluss der jahrzehntelangen Propaganda im Ausland. Aber wenn er zu Besuch heimkehren würde – und er hat es schon vor –, und wenn er die Tatsachen sehen würde, und wir, seine ehemaligen Ordensbrüder mit ihm sprechen würden, dann könnte man mit ihm unbedingt positiv rechnen. Für Ruzsik ist der Weg frei, kann sich unauffällig in die westliche ungarische Pastoration einreihen. Dann liegt es nur an der ungarischen Regierung, ob die früheren Freunde und Ordensbrüder von Ruzsik zuerst ihm bei der Arbeit helfen werden. Später kann die ungarische Regierung durch den Vatikan den Anforderungen, die der gesunde Menschenverstand diktiert, auf entsprechende Weise Geltung verschaffen.“* Übrigens er war der erste, der unseren Onkel als Aushilfe von Ruzsik vorgeschlagen hat, aber ihm hat Genosse (sic!) Berkesi nicht vertraut, er hat nicht geglaubt, dass er der begeisterte patriotische Agent des ungarischen Staates werden könnte. Aber darüber noch später.

Über den oben erwähnten Plan meldet der Agent Aradi einige Monate später: *„Wegen einer kirchlichen Angelegenheit habe ich meinen Ordensbruder Ferenc Csikos in der Pfarrei in Budafok aufgesucht. Er hat unter anderem erzählt, dass sie das Haus in Wien bekommen haben, ich glaube, es war eines der Häuser der Österreichischen Provinz. Ruzsik V. hat schon die Disposition nach Österreich bekommen. Wahrscheinlich wird er der Superior. Er hat erzählt, welche Personen seiner Meinung nach geeignet sind, um in dem Wiener Ungarischen Haus wirken zu können. Die Rede ist auch auf Leo R. gekommen, aber er ist zu still, nicht aktiv genug. Er hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass ich niemand etwas erzählen darf, sonst wird es Probleme geben. Am Freitag kehren wir zum Gedanken zurück. Aradi.“*

Dem mit der Hand geschrieben Bericht hat sein „Unterstützungsoffizier“ die folgende Bemerkung hinzugefügt: *„Der Plan, der die Bestrebungen der Lazaristen im Ausland betrifft, ist uns bekannt, den haben die Agenten (ihre Decknamen sind Temessy und Mihályi) schon bekannt gemacht. Der Bericht ist kontrolliert, und spiegelt den bekannten*

Plan zuverlässig zurück. In ihren Reihen machen wir eine weitere Kontrolle mit Hilfe des Netzes.“

Unter den Führern der Lazaristen in Ungarn gab es zu dieser Zeit drei wichtige Personen: Dr. Mihály Janisch, Ferenc Csikos und Vilmos Ruzsik. Diesen letzteren – obwohl er nicht hier gelebt hat – kann man als hiesigen betrachten. Alle drei haben für die Erhaltung des Ordens gekämpft, sie wollten für den Orden eine Pfarrei und eine legale westliche Beziehung. Ein Haus in Wien, Studienreisen nach Paris, eine korrekte Vereinbarung des ungarischen Staates und des Vatikans, Anerkennung, aber vor allem, dass man sie arbeiten lässt. Sie waren weise, ruhige Menschen von großem Wissen, die naturgemäß irgendwie mit der inneren ungarischen Abwehr in Kontakt kommen mussten. Über Pater Ruzsik und Janisch habe ich schon geschrieben, der Erstere war ein Ungar slowakischer Herkunft, der letztere ist in Wien geboren, und er war lange der Nachbar unseres Großvaters in Klotildliget. Pater Csikos ist in Vejte im Komitat Temes geboren, aber seine Mutter in Turnu Severin und sie war nicht viel älter als Clotild Caselli, die Mutter von Pater Leo, unsere Großmutter, die da ebenfalls in Szörényvár (Turnu Severin) aufgewachsen ist. Der Pater ist „Friedenspriester“ geworden, er konnte gut Französisch, studierte und arbeitete auch in Paris und Rom, und war immer ein guter Freund unserer beiden Onkel. 1964 ist die Vereinbarung zwischen dem ungarischen Staat und dem Vatikan getroffen worden, ins Episkopat sind die vom Staat vorgeschlagenen Bischöfe gekommen. Später hat es sich herausgestellt, dass sie alle die Agenten der Abwehr waren. Dann sind 5-6 Jahre vergangen, und 1971 ist unser Onkel Ernst, der Pfarrer von Iwanfelde plötzlich gestorben; in jenem Jahr hat der Präsidialrat Mindszenty Gnade erteilt, der im September Ungarn verlassen und sich nach einem kurzen Abstecher in Wien niedergelassen hat. Im Sommer 1972 hat Pater Janisch die Führung des ungarischen Lazaristenordens niedergelegt, seine Stelle hat Pater Borostyán übernommen. Leo hat wieder einen Pass in die westlichen Länder bekommen und mit einem anderen Priester, der vielleicht auch sein Freund war, machte er eine Rundreise in Westeuropa. Über ihren Pariser Aufenthalt – auch über anderes – kann ich ausführlich schreiben, weil sein Kollege, der Agent unter dem Decknamen Jókai während der Reise fleißig Notizen gemacht und fotografiert hat. Nach ihrer Heimkehr hat er seinen Unterstützungsoffizier mit einem ausführlichen Bericht „überrascht“. Der Agent hat vom Innenministerium den Befehl Nummer 4 bekommen, hat von seinen Erfahrungen schriftlich schon berichtet, was er mündlich auch ergänzen musste, wobei er über seine Pariser Erlebnisse Folgendes gesagt hat: *„Vilmos Ruzsik ist einer der Leiter der ungarischen Kolonie an der Adresse, die im schriftlichen Bericht steht. Das Gebäude der Kolonie liegt in der Nähe des Warenhauses Samaritaine. Sie wohnen im III. Stock einer Mietshauses, der Hof des Mietshauses ist mit Glas überdacht, bedeckt. Hier ist die Kirche der ungarischen Kolonie eingerichtet, daneben befindet sich ein großer Klubraum. Der jetzige Leiter der ungarischen Kolonie, ihr Pfarrer ist Pater Markus. Sein Stellvertreter ist Pater Kruzicz, und hier arbeitet noch ein ungarischer Priester, namens Tóth. Die Organisierung der Kolonie haben sie von einem ungarischen Priester, namens Vécsey übernommen, der sich über Ungarn und die ungarischen Priester außerordentlich feindlich äußert. Vécsey ar-*

beitet seit Anfang 1972 in dieser Kolonie nicht mehr. Die Gegnerschaft der Kirchengemeinde gegen Ungarn äußert sich darin, dass nur sie die richtigen Ungarn sind... Pater Ruzsik hat Pater Leo erklärt, dass er vor 2 Jahren, im Jahre 1970 nicht mit ihnen zusammen studieren konnte, weil Vécsey und die Priester um ihn es nicht erlaubt haben, sie haben gesagt, dass er ein ungarischer Spitzel ist. Auch Pater Márkus hat darüber geklagt, dass er auch nicht aufgenommen worden war. Er hat die Kontaktperson sehr darum gebeten, wenn ein ungarischer Priester irgendwann ins Ausland geht, soll er ihn aufsuchen, und sie geben ihm sehr gern ein Quartier.“ (Pater Markus ist ein Lazaristenmönch, der 1956 emigriert und in Paris in der Kolonie gearbeitet hat.)

Dann nennt unser Agent einen in der Schweiz lebenden Priester „Pariser Schaffner“, der groß und dünn ist, sein Gesicht schmal ist, seine Haut und seine Haare braun sind, der äußerst gemütlich ist und eine weltliche Denkweise hat. Pater Ruzsik hat ihn beauftragt, ihnen die Stadt zu zeigen. *„Unsere Kontaktperson, als wir an der Moulin Rouge vorbeigingen, machte uns darauf aufmerksam, wir sollen die dort ausgestellten Bilder kaufen und sie unserem Bischof schicken.“*

Er hat ausführlich über Schwester Alojzia geschrieben, die die Schwester eines in Ungarn (Diósd) lebenden Priesters ist und zu Pater Ruzsik eine gute Beziehung hat (die Schwester hat unsere Eltern und Miklós 1974 am Bahnhof Gare de l'Est erwartet). Über den Sekretär der Vorsteherin des Ordenshauses der Vizentiner hat unser Agent geschrieben, dass er zu seinen Brüdern, die in Deutschland und den östlichen Ländern leben, einen ständigen Kontakt hat. Der Beweis dafür ist es, dass *„er ihn gebeten hat, eine Messe zu zelebrieren, weil die Vorsteherin des Ordenshauses in Großwardein am selben Tag gestorben ist, die bei den Vinzentinerinnen zugleich die Vorsteherin des ungarischen Ordenshauses war. Es ist interessant, dass sie es schon einen Tag später gewusst haben“.*

Der Agent hat auf ihrer weiteren Reise den Flughafen in Genf bewundert und war erstaunt, dass sie dort *„keinerlei Personen in Uniform getroffen haben“*, und es tat ihm sehr leid, dass er den Kontrollturm und das Radarsystem nicht näher betrachten konnte, und dass er auf das innere, für die Zivile gesperrte Gebiet des Flughafens nicht zugelassen wurde. Sie „pilgerten“ nach Lourdes, wo sie im Ordenshaus der Vinzentinerinnen Unterkunft bekommen haben, wie er geschrieben hat, Leo das Zimmer des Ordensvisitors und er hat das der Vorsteherin als Quartier bekommen. Er war ein wenig darüber empört, dass die Vorsteherin Ungarn nicht kennt: *„Sie konnte nicht einmal sagen, ob man nach Ungarn Briefe schreiben darf, und wenn ja, dann was für eine Briefmarke man auf den Brief kleben muss.“*

Sie haben sich mit dem Cousin von Leo, Eduard, dem Mitarbeiter einer Abteilung des Französischen UNO-Rundfunks getroffen. „Jókai“ hat sich sehr für seinen neuen Bekannten interessiert, der natürlich *„seine genaue Position nicht angegeben hat, er hat nur soviel gesagt, dass zu ihm die Meteorologie gehört. Er hat gesagt, dass er schon viele Gegenden der Welt aufgesucht hat, mit den militärischen Formationen der UNO war er schon auf Zypern, außerdem war er von der UNO beauftragt in Vietnam und Japan.“*

Er teilt seinem „Unterstützungsoffizier“ mit, dass Eduard an der im schriftlichen Bericht angegebenen Adresse wohnt, er ist ca. 50 Jahre alt, hat eine untersetzte, dick-

liche Gestalt, ein gutes Benehmen und ist sehr redselig. „*Er ist belgischer Herkunft, das Zentrum seiner Familie ist in Belgien. Er lebt seit Jahren in Frankreich, hat in Ferni gewohnt, zuerst begann er in einem Hotel, dann bei einem Gastwirt zu arbeiten, dessen Tochter er geheiratet hat. Anschließend hat er in Ornex eine Farm gekauft, und dort hat er ein sehr schönes ebenerdiges Haus gebaut. Auf diesem Grundstück hat er ein eigenes Sendeempfangsgerät. Er hat keine Kinder, seine Frau arbeitet auch meistens bei der UNO.*“

Eduard kann redselig gewesen sein, aber er war wohl nicht dumm: laut des oben Erwähnten konnte er unseren Agenten gut behandeln. Andererseits hatte er wahrscheinlich als Rundfunkjournalist, der in militärischen Zonen gearbeitet hat, entsprechende Kenntnisse und auch eine besondere Witterung.

Unserem Agenten hat auch ein anderer Cousin von Pater Leo gut gefallen, zufälligerweise hieß er auch Edward, er lebte in Deutschland und studierte dort Mathematik. „*Als wir dort waren, war er 22 Jahre alt, er ist ein sehr sympathischer, höflicher, langhaariger Student in Bonn. Er war schon fünfmal in Ungarn, mag den Balaton sehr. Nach der Reifeprüfung war er zwei Jahre in der deutschen Armee, aber nicht als Soldat, sondern er arbeitete in einer militärischen Schule als Erzieher. Er hat alte Eltern, lebt in guten finanziellen Verhältnissen, hat erzählt, dass in dem Sommer, als er das Abitur gemacht hatte, machte er mit seinen Freunden mit einem gemieteten Segelschiff eine Reise nach Schottland*“ – schrieb Jókai, der Agent über ihn. Meiner Meinung nach konnte er damit die Abwehr nicht so sehr überraschen, weil er wie es sich aus den mir bekannten Dokumenten herausstellt – in Mór, Pest und Iwanfelde stets beobachtet wurde. Das bestätigt auch der Bericht, den Kárpáthy im Spätsommer 1966 zum Polizeipräsidium im Komitat Fejér geschickt hat. „*Vor zehn Tagen kam ein belgischer Verwandter von ihnen mit dem Auto zu Besuch. Zuerst ging er zu Leó R. nach Mór, dann noch am selben Abend ging er mit ihm zusammen zu Ernő R. In Mór wurde er vom Pfarrer in dessen Zimmer bewirtet, und da es gerade einen Kurstag gab, waren die Priester, die den Fahrschulkurs besuchten, auch dort. Es wurde unter ihnen ein Gespräch geführt. Der Betreffende hat erzählt, dass er seinen Simca, der der neueste Typ und 1000 cm³ groß ist, für 1100 Dollar gekauft hat. Daraufhin begann sich Pálos zu beklagen, dass ein kleiner Trabant bei uns durch die Firma IKKA 1500 Dollar kostet. Dann erkundigte sich Pfarrer Kiss danach, ob die Zollkontrolle an der ungarischen Grenze streng war. Als er eine verneinende Antwort bekam, sagte er, dass er ihm einen Brief übergeben würde, den er in Österreich aufgeben sollte.*“

Ich möchte dazu bemerken, dass sich Edward, der Cousin unserer Mutter im sozialistischen Ungarn wirklich so bewegt hat, als ob er auf der westlichen Seite des Eisernen Vorhangs gewesen wäre. Klipp und klar: er hatte kein Gefahrengedühl. Wahrscheinlich deshalb, weil auch sein Vater seine in Ungarn lebende Schwester regelmäßig besucht hat, und nie einem Insult zum Opfer gefallen ist. (Er hat es natürlich vor 1945 getan.)

Der Agent hat den Nonnenorden „Guter Hirt“ interessant gefunden, er schreibt darüber Folgendes: „*Dieser Orden und das Ordenshaus werden vom deutschen Staat unterhalten. Die Aufgabe dieser Nonnen ist die Aufsicht, der Unterhalt der „gefallenen*

Mädchen“ und sie mit Arbeit zu versehen. Während ihres Aufenthaltes sind mehrere junge Mädchen aus dem Institut geflohen, deshalb wurde die Bonner Polizei sofort gerufen.“ Das obige Zitat kann man missverstehen, aber so steht es im Text, weil man den Mädchen eine andere, so genannte anständige Arbeit sichern musste.

Unsere Eltern, dann später unsere verwitwete Mutter hat Dr. R. Amann immer zu Weihnachten begrüßt, er hat sich als Ungarn aus der Batschka bekannt, aber seine Eltern waren Schwaben, die Nachfolger der sieben Schwaben von Ferenc Herczeg (ung. Schriftsteller!) in der Woiwodschaft. Er hat damals bei einem kirchlichen Verlag gearbeitet, nach unserem Agenten „kann er der Leiter der Östlichen Abteilung sein“, er schreibt über ihn in seinem Bericht Folgendes: „*Sie schicken Bücher nicht nur der katholischen, sondern auch anderen Konfessionen. Es wird ihm in deutscher Sprache geschrieben, wenn um Bücher gebeten wird, er möchte nicht, dass die ungarischen Priester erfahren, er kann Ungarisch. In Ungarn war er noch nicht, er hat darüber jedenfalls nicht gesprochen. Er hat zu seinem oben erwähnten Cousin, Edward und dessen Familie eine gute Beziehung. Er hat Leo R. französisch, ob sein Freund 200 Mark annimmt, wortwörtlich so gefragt: Darf ich auch ihm Geld geben? Dann haben sie vor ihrem Weggehen je 200 Mark bekommen, was er gar nicht begründet hat. Sie mussten nur eine deutschsprachige Quittung unterschreiben!*“

Wenn wir schon bei den finanziellen Sachen sind: er berichtet noch über einen Förderer, Fritz B. und seine Frau, sie waren ein Ehepaar um 35-40, die Eltern eines Knaben. Sie machten mit ihm nach Passau einen Ausflug und „überraschten“ ihn mit 400 Mark. Es geht um einen Verwalter der deutschen Caritas, der – weil unser Agent Priester ist – ihm Intentionen versprochen hat, aber er hat ihn gebeten, über deren Erfüllung eine Bestätigung zu schicken.

50. Caritas Sacerdotalis Internationalis

Das größte Verdienst vom heiligen Vinzenz ist die Organisierung der Caritas. 1617 machte man ihn in Châtillon-sur-Chalaronne auf eine arme und an Krankheiten leidende Familie aufmerksam. Um dieser Familie sowie den anderen Armen seiner Pfarrei zu helfen, gründet er die Genossenschaft der Liebe (Confrérie de la Charité). Im September 1962 schreibt ein fleißiger Agent einen ausführlichen Bericht über die IKKA-Tätigkeit der Priester: „*Im Ausland gibt es eine Sonderorganisation für die finanzielle Unterstützung des in Osteuropa unterdrückten Priestertums unter dem Namen Caritas Sacerdotalis Internationalis.*

Ich kenne deren Nebenzentrum in Wien. Im Fall der Beschenkungen durch die Organisation IKKA sind die eingezahlten Summen nur ganz selten Spenden. Meistens wird ihr Gegenwert hier in Ungarn gegeben. Das geschieht im Fall von Priestern meistens durch die so genannten Intentionen. Diese Intentionen sind Bezahlungen für Messen. Das heißt, zum Beispiel zahlt jemand in Amerika für zehn Messen (deren Zeitpunkt nicht bestimmt ist) 10 Dollar. Also, er bezahlt in Amerika diese Summe für einen ungarischen Priester, als wäre es eine Besenkung durch IKKA von einem amerikanischen Priester, der dort von

dem Mitglied seiner Gemeinde die Bestellung über zehn Messen entgegengenommen hat. Also, die aufgenommene Summe wird für den ungarischen Priester keine kostenlose Spende sein, denn er muss die erwähnten zehn Messen zelebrieren. Das hat sich während der Jahre sehr verbreitet, und es wandelte sich in eine wahre Börse um. Die Intentionen werden oft in großer Menge gekauft und weitergegeben, die gewissermaßen bestimmt sind: sie müssen nämlich innerhalb von einem Jahr verrichtet werden. Jetzt rechnen die Priester unter sich selbst – wenn es um solche Sachen geht – in Intentionen. Ein Danuvia-Motorrad kostet z. B. 470 Intentionen, ein Trabant 1500 und so weiter. Es ist schon geschehen, dass viele Priester so viel Intentionenwert gesammelt haben, welche sie in 150 Jahren nicht hätten sagen können, und daneben haben sie nicht dafür gesorgt, dass diese Messen von anderen zelebriert würden, deshalb ist es passiert, dass der ausländische Auftraggeber die Summe durch IKKA nur in dem Fall bezahlen wollte, wenn der Bischof von hier bestätigt, dass der Betreffende die Messen halten kann. Das ist schon regelmäßig geworden, in solcher Form, dass Bejczy der Verbindungsmann ist, meistens ist er, der ins Ausland darüber Briefe schreibt, und er erwirbt die bischöfliche Bestätigung, die er den Auftraggeber ins Ausland schickt. Der alte Bischof hat sich einmal so geäußert, der er gar nicht dagegen ist, dass sich jemand gleichzeitig drei Motorräder erwirbt, er unterschreibt den Antrag des Betreffenden auch in diesem Fall. Bei Bejczy ist so ein ganzer Großbetrieb zustande gekommen. Die Priester haben sich so Autos, Motorräder und Fernseher erworben. Dann passieren dadurch natürlich auch viele Missbräuche, viele bitten dadurch auch anderen um Hilfe, die von ihnen verbraucht wird, oder für Renovierung ihrer Kirche, von der auch nie etwas wird.“

Natürlich wurden auf ähnliche Weise auch gegen unsere Onkel verdacht geschöpft. Ich meine, mein Pate, der Pfarrer ist so zu einem Motorrad, später zu einem Auto, dann zu einem Fernseher und einem Diaprojektor gekommen. Unsere Mutter ist so zu ihrer Waschmaschine gekommen, und vielleicht ist unser erster Plattenspieler einmal zu Weihnachten auf diese Weise gekommen. Ich bin dessen sicher, dass er und seine Freunde – die Pfarrer der benachbarten Dörfer (die Schwaben) – ihren Verpflichtungen nachgekommen sind, und die Messen gehalten haben. Sie beiden wurden auch dessen verdächtigt, dass in ihrer Kirche – die vom durch die Intentionen erworbenen Geld erneuert worden ist – den Hauptaltar von den Bankreihen der Gläubigen ein Marmorgeländer abtrennt, das aus der Budaer Burg stammt.

1966 wurde ein Brief beschlagnahmt, den an André ein unbekannter Absender geschrieben hat, aber von Ernest unterschrieben worden ist. Die Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes haben den deutschen Brief übersetzt, aus dem ich zitiere: „Dann schreibt er über irgendwelche Summe, aber ziemlich unlesbar und wir; es kann um irgendeine Messbezahlung gehen, über die L. benachrichtigt wurde, für die Mutter von André, die er halten wird. Für Onkel Wili halte ich die Messen schon zweimonatlich. Ich habe dir geschrieben, dass ich die Messen für die Summe von 24 kl. für irgendwelche Sammlung halte, und L. ist in ähnlicher Lage. Dann schreibt er darüber, dass die Bezahlung hier wieder nicht anzunehmen ist, weil es kein Geld gibt, nur durch IKKA oder durch die Nationalbank überwiesen. Dann schreibt er darüber, dass der Absender ihm keine Abrechnung mehr schicken soll, weil selbst das Wort gefährlich ist.“

Die Angelegenheit der Intentionen tauchte auch beim Beobachten von Csikos auf, darüber hat Pater Janisch dem Hauptmann Szabó 1964 berichtet: „Aber von Csikos erwarte ich die Antwort. Er hat nämlich, als er noch in Csepel war, eine Kirchenstiftung zustande gebracht. Wegen der Stiftung hatten wir jedes Jahr eine bestimmte Anzahl von Messintentionen. Von den Stiftungsmessen kann uns nur der Heilige Stuhl freistellen. Weil uns die Kirchen und die Häuser weggenommen und weltlichen Priestern übergeben worden sind, konnten wir unseren Verpflichtungen nicht nachkommen. Aus Rom habe ich die Entlastung Ende 1963, im November bekommen.“

Aus dem Bericht des heimlichen Agenten, Jókai, der 1972 mit unserem Lazaristen-Onkel durch Westeuropa gereist ist, hebe ich hervor, was sich auf die karitative Arbeit der Westlichen und auf die Organisierung der Intentionen bezieht. Während der Reise hat er – als der Begleiter unseres Onkels – F. B. kennen gelernt, der in der BRD die Caritas in der Diözese vertreten hat: „Er hat unserer Kontaktperson schon im voraus 400 DM gesichert. Als sie schon auch einen persönlichen Kontakt hatten, teilte er mit, dass er für ihn so viele Intentionen sichern kann, wie viel er will. Er hat sie nur gebeten, die Erfüllung der Intentionen später zu bestätigen. Er hat die Stelle des Leiters der Caritas durch eine Kirchengemeinde bekommen. Mit der Erlaubnis des Bischofs darf er auch kirchliche Funktionen haben. Beim Melden hat unsere Kontaktperson erzählt, dass er über alle Personen bei denen sie Unterkunft bekommen hatten, einen Diafilm gemacht hat, der bunt ist, und die Personenbeschreibung treu widerspiegelt. Den kann er uns jederzeit zur Verfügung stellen.“

J. M. hat den Agenten Aradi über ihre Grazer Kontaktperson informiert: „Außerdem gibt es in Österreich, in Graz einen Lazaristen, namens L. M., er ist ein Dissident und koordiniert mit der österreichischen Sektion der internationalen Caritas. Fast alle in Ungarn lebenden Lazaristen korrespondieren mit ihm. Er sichert ihnen eine bedeutende finanzielle Unterstützung, in Form von Beihilfen und Intentionen.“

Von den ungarischen Vereinen in Österreich waren zwei Grazer Vereinigungen sehr aktiv: Der Grazer Ungarische Verein, der seit 1888 tätig war und die Christiana Hungaria – der Verein der christlichen Ungarn, in dem vor allem die Flüchtlinge nach 1945 und 1956 vereint waren.

Ich habe schon einen Brief erwähnt, der an der Grenze „festgenommen“ (sic!) wurde, und deshalb musste unser Onkel Leo diejenigen, die das Briefgeheimnis verletzt hatten, um Entschuldigung bitten, er hat geschrieben, dass er den ungarischen Staat im Westen nicht verraten hat, dass er an die Zufälle und vor allem an die göttliche Vorsehung glaubt. Die Abwehr hat an den Briefkopf des ominösen Briefes geschrieben: „der Absender ist unbekannt“, aber der Brief war unterschrieben, und der Täter ist vorgeladen worden.

Ein Zitat aus der „streng geheimen Akte“ über den Brief: „Dieser Brief geht per persönliche Post durch Österreich. Ich möchte darauf keine Antwort und keine Andeutung, denn man wird diesen Brief nicht zensieren, nur meine! Nach den gehaltenen Messen kann man die Bezahlung hier nicht übernehmen, denn es gibt kein Geld, beziehungsweise es gibt welches, aber nur durch die Organisation IKKA oder die Nationalbank überweisen. Ernst“. Der Brief wurde nach dem Tod unseres Großvaters abgefangen, deshalb

steht der folgende Satz in der Übersetzung, die bei der Abwehr gemacht wurde: „*Hier glaubt man, dass der Nachlass meines Vaters eine große Summe ist. Hier glauben die Behörden nicht, dass das ganze Geld geschickt wird.*“ (Von unserem Großvater Paul, der 1957 heimgekehrt ist um zu sterben, wollte der ungarische Staat erben.)

Wir Kinder von jener Zeit haben vom ganzen wenig gewusst, auch vom „Westen“ hatten wir nur eine dumpfe Ahnung. Dann begannen auf einmal von dort Pakete zu kommen. Mit unbekanntem Briefmarken und unbekanntem Stempeln. In den Paketen gab es Schokolade, Kakao, Kaffee und Milchpulver, denn „dort sind die Küche staubig“, wie unser Vater gesagt hat. (Im Ungarischen ist das ein Wortspiel – es gibt nur ein Wort für „Staub“ und „Pulver“.) So viele unbekannte Geschmäcke – nach dem geschmacklosen Morgengetränk und Malzkaffee.

Für all das konnten wir der Organisation IKKA dankbar sein, dem Staat aber dafür, dass unsere Mutter die Hälfte der Sachen verkaufen musste, um den Zoll nachher bezahlen zu können. Über diese heimlichen Geschenke haben unsere Eltern mit uns nicht offen gesprochen. Wenn wir nach dem Ursprung der Sendungen fragten, teilte unsere Mutter mit, dass Gott uns geholfen hat. Das haben wir so angenommen, bis einmal im Paket Impfstoff gekommen ist. 1956 wurden die in Eis gekühlten Ampullen wegen der Kinderlähmungs-epidemie in ganz Ungarn geschickt, und der freundliche, aber auch strenge Doktor Lohr hat das Mittel in uns gespritzt. Nun, da haben wir es als die Sendung des Teufels betrachtet. Obwohl wir zwei kleine Freunde hatten, die da schon mit den Folgen dieser Krankheit unter uns lebten, tat der Stich weh. (Dieser ansteckenden Krankheit – die dank dem Professor Sabin schon fast vergessen ist – sind sehr viele Kinder zum Opfer gefallen, von Irland bis Amerika und von Stockholm bis Bukarest. Vor allem sind Kinder in den Städten lahm geworden, vielleicht deshalb, weil sie gegen diese Krankheit empfindlicher waren als die ärmeren Kinder, die auf dem Lande gelebt haben.)

Aber hier halte ich doch eine kurze Pause. Unsere Kinder kennen noch den Zoll, aber die Firma IKKA kaum. Diese ungarische Firma war doch eine wunderbare Einrichtung, sie beschäftigte sich mit den vom Westen gekommenen Spenden. Im Westen konnte man auf bestimmte Waren einzahlen, sogar auf einen Wagen, und der Staat hat davon Geld abgeschöpft, dann haben die Absender den Rest in Form von Gutscheinen für Spezialgeschäfte oder von Paketen bekommen. Wenn ein IKKA-Gutschein oder ein ausländisches Paket gekommen ist, war unsere große Familie begeistert, auch unsere Mutter. Unser Vater aber – während er den Zollzettel überprüfte – brummte in seinen Bart ein Schimpfwort, wofür er von unserer Mutter getadelt wurde. Dann begann er die Sachen im Paket auszuwählen, die man – um den Zoll bezahlen zu können – leicht verkaufen konnte.

51. Schwingel schmuggelnde Pfadfinder

[Eine Bemerkung des Übersetzers: Die drei obigen ungarischen Wörter klingen ähnlich und ermöglichen ein Wortspiel, weil sie mit demselben Konsonanten (cs = tsch)

beginnen und viele E-Vokale enthalten; die drei deutschen Wörter sind völlig anders, trotzdem, um dem Text treu zu bleiben, folgt die Übersetzung.]

Wegen des obigen Titels sagt man, dass die ungarische Sprache eine meckernde Sprache ist, es ist deshalb unseren Mundarten und Dialekten viel zu verdanken. Der Zollbeamte hat im Frühling 1966 gemeint, dass es ein riesengroßer Fang ist, als er im Koffer eines Schwaben aus Mór an der österreichisch-ungarischen Grenze auf den naturhistorischen Aufsatz des Vaters des Großvaters, Fritz gestoßen hat. Er hat die Abwehr sofort gerufen, sie haben den von ihnen für einen chiffrierten Text gehaltenen Aufsatz beschlagnahmt. Die schwäbischen Priester sind zu allem fähig! – haben sie geglaubt und gemeint. Weil sie ihre Agenten unter Decknamen erwähnt haben, dachten sie, dass das erste Wort (ungarisch: csenkesz) das Wort Pfadfinder (ungarisch: cserkész) bezeichnet, und sie haben noch weitere Wörter gefunden, die ihnen verdächtig schienen. Über die Angelegenheit haben sie schnell ein Protokoll aufgenommen, dann, nachdem es sich herausgestellt hatte, dass es unser Onkel war, der den „Briefträger“ beauftragt hatte, begannen sie zu ermitteln. Sie haben ihre Agenten – zuerst Kárpáti, dann Jókai – zu unserem Onkel geschickt, dann wurde er zu einem kleinen Gespräch beordert. So ist es geschehen, dass das wissenschaftliche Interesse unseres Urgroßvaters für die Pflanzen und die Schmetterlinge im Pilisgebirge der ungarischen inneren Abwehr 1967 viel Kopfzerbrechen bereitet hat, und seinen Enkeln – vor allem dem jüngeren Leo – die einst Pfadfinder waren, eine unangenehme Rechtfertigung.

Ausschnitte aus dem Bekenntnis unseres Onkels: „*Ich erkläre, dass ich im Zusammenhang mit meiner Auslandsreise mit dem Herrn Bischof Shvoy nicht gesprochen habe, weder davor noch nach meiner Heimkehr. Meine Gespräche mit den staatlichen Behörden im Zusammenhang mit meiner Reise habe ich weder ihm noch einer anderen Person erwähnt, ich habe auch über meine Belästigungen nicht gesprochen. Ich übergab dem deutschen Staatsbürger W. J., der in Mór gewohnt hat, den alten naturhistorischen und philosophischen Aufsatz, der bei meinem älteren Bruder aufgehoben war, und den wir meinem Onkel nach Honnef schicken wollten, der die Studie zur Erinnerung besser aufbewahren kann. Durch Josef W. habe ich auch zwei Briefe geschickt, den einen haben wir unserem Onkel geschrieben, in dem wir für das Paket gedankt haben, das er der Familie unserer Schwester geschickt hat. Ich glaube, wir haben darin auch darüber geschrieben, warum wir die Schriften unseres Großvaters dorthin schicken. Den anderen Brief haben wir unserem Cousin. André R. geschickt, in dem wir erwähnt haben, dass ein Brief, den mein Bruder nach Deutschland geschickt hatte, verwechselt wurde, und zum Empfänger der Brief einer Frau kam. An den Inhalt des Briefes erinnere ich mich nicht mehr genau, weil es nicht mir, sondern meinem Bruder passiert ist. Ich erinnere mich auch nicht daran, ob wir im Brief noch etwas Erwähnenswertes geschrieben haben. Ich weiß nicht, ob ich eine Aufforderung bekommen habe, dass ich die von Josef W. verschickten Papiere übernehmen soll. Wer sie übernommen hat, wer davon gewusst hat, weiß ich nicht. Das habe ich den Staatssicherheitsorganen nicht zur Sprache gebracht, weil wir nicht so etwas hinausgeschickt haben, womit wir dem staatlichen Vermögen Schaden zugefügt hätten und was als eine staatsfeindliche Aktivität gezählt hätte.*“

Dann rechtfertigt er sich noch, und bittet um Entschuldigung: „*Ich bedauere, dass wir durch unseren Brief den Anschein erweckt haben, dass wir den ungarischen Staat der Verletzung des Briefgeheimnisses verdächtigen. Das Gespräch mit den Staatssicherheitsorganen – obwohl sie mich um Stillschweigen gebeten haben – habe ich so aufgefasst, dass sie mit den Priestern Bekanntschaft machen wollen, ich verstehe darunter vor allem die Priester in Fehérvár (Stuhlweißenburg), wie es auch in anderen Komitaten gemacht wird. Da ich über eine staatsfeindliche Aktivität nicht gewusst habe, konnte ich nicht über dieses Thema schreiben. Hier kann ich ruhig sagen, dass ich nicht nur die Fehler der Priester, sondern auch die der Zivilen gar nicht zur Sprache bringe, und noch weniger pflege ich darüber zu schreiben.*“

Hier möchte ich erwähnen, dass es in den mir zum Studium übergebenen Ordnern wirklich viele „festgenommene“ originale Briefe, Fotos und Ansichtskarten gab. Dort fand ich die in Perlschrift geschriebenen Zeilen unserer Mutter, den Brief von Ernst nach Mór an seinen Bruder Leo, den Brief von Pater Leo an seinen in Sopron lebenden Freund zum Anlass des Feierlichen Schulabschieds der Tochter, die schöne braune Augen hatte. (In diesem Fall wurde eine genaue Beschreibung beigelegt, so kenne ich schon den Originalnamen ihres Vaters und auch den Mädchennamen ihrer Mutter.) Ich erinnere mich auch daran, dass mein Onkel mich am 9. Mai 1966 mit dem Auto nach Sopron fuhr, er ging zu seinen Freunden, und ich zu dem Mädchen Anikó.

So konnte ich durch einige Sätze die heimlichen operativen Mittel der Staatssicherheitsorgane kennen lernen, unter anderem die Geheimnisse des „offiziellen“ Brieföffnens. Die beim Zoll „zufälligerweise“ gefundenen Beweise, die „K“-Kontrolle der Postsendungen, bei der es möglich war, für die feindliche Tätigkeit von Personen, gegen welche vertrauliche Ermittlungen geführt wurden, Beweismaterial zu erwerben. Die Namen des Absenders und des Empfängers wurden meistens von weiblichen Angestellten beobachtet, die mit dieser Arbeit beauftragt worden sind. Da unsere Familie ihre Beziehungen im Westen aufrechtgehalten hat, gab es sehr oft „beschädigte Sendungen“, oder auf der Post ist etwas verschwunden. Aber es war doch der „Gipfel“, als der herausgenommene und kontrollierte Brief in einen schlechten Umschlag zurückgelegt wurde. So konnte es passieren, dass ein verwandter Pater einen Brief von einer unbekanntenen deutschen Dame bekommen hat, man könnte sagen: er wurde in flagranti erwischt. Der arme Pater musste schon neben den Geheimnissen von Beichten auch die Briefgeheimnisse der Dame bewahren. Das ist aber eine „unerhörte Schlampe“ – zitiere ich den Ausdruck unseres Vaters, den er meistens da gesagt hat, als er sich in unserem koedukativen Kinderzimmer umgeschaut hat.

Aus dem Bekenntnis unseres Onkels geht hervor, dass man ihn wegen dieser Angelegenheiten zur Kooperation bewegen wollte, und es kann sein, dass er auch um Informationen gebeten wurde, die er dann nicht gegeben hat. Ich zitiere den darauf hinweisenden Teil: „*Vielleicht füge ich noch hinzu, ich hatte zu mir selbst nicht genug Vertrauen, dass ich die gebetene Information geben kann. Dabei hatte ich auch große Angst,*

wenn ich etwas nicht so mache, wie es gewünscht ist, dann kann ich mehr schaden, als nutzen. Ich halte mich für einen aufrichtigen Menschen, und mit meinem Benehmen kann ich mich ungewollt verraten. Das hat mich ziemlich unruhig gemacht. Ich habe mich bemüht, von Mór in die Tiefebene zu fliehen. Ich habe mich bemüht, Mór nicht auffallend zu verlassen. Deshalb ist mir die Bewerbung von Szentandrás sehr gelegen gekommen. Ich kann bei meiner Schwester speisen. Ich konnte sagen, dass ich dort in einer Familie bin, deshalb ist es hier besser als in Mór. Die Iden des März 1968. R. L.“

Ein Jahr früher hat der Agent Temessy das Leben, den Charakter und die Denkart von Onkel Leo beschrieben, und weist seinen Auftraggebern darauf hin, dass man aus Leo R. sehr schwer einen Agenten „schnitzen“ kann: „*Er ist ein stiller, eher introvertierter Mensch, er mag nicht die lustigen, großen Gesellschaften, sondern lieber die kleineren Gemeinschaften. Wegen seines lieben, freundlichen und hilfsbereiten Charakters ist er sehr beliebt, vor allem neigen junge Leute ihm zu. Seine Erziehungsergebnisse sind nicht imposant, aber tief. In seiner Arbeit ist er systematisch und gründlich. Er ist zuverlässig, was er übernimmt, erfüllt er hundertprozentig. Er ist in allem ein guter zweiter Geiger. Er ist nicht ehrgeizig, mag und ehrt seinen Kollegen, macht sehr gern Aushilfsarbeit. Er ist eine apolitische Individualität. Er hat Sinn für soziale Probleme, ist aufrecht, ehrlich, mag die Armen und die Unterdrückten, für sie ist er opferbereit. Aber er könnte es nicht auf politischer Ebene als Aufgabe machen. Viel mehr macht er es aus Mitleid, mit guter Seele. In der letzten Zeit hat er sich ideologisch viel entwickelt, aber nur im Rahmen des oben erwähnten. Er weiß und bekennt sich dazu, dass sein Heim hier ist, und dass es nicht schicklich wäre, wenn er emigrieren würde. Aber er ist vielleicht einer von denjenigen, die sich in einem benachbarten deutschsprachigen Volk geistig, seelisch und körperlich am leichtesten assimilieren könnten. Neben Ruzsik kann er als der Leiter der örtlichen Arbeiten ernst in Frage kommen, um dadurch die Bewegungsfähigkeit von Ruzsik zu sichern. Über unser volksdemokratisches System denkt er objektiv, was – die Ergebnisse betreffend – positiv ist und er ist keinesfalls feindlich gesinnt. Wegen seiner apolitischen Persönlichkeit kann er die Ergebnisse des Systems von der atheistischen Propaganda schwer trennen. Zur Zeit ist er in Szentandrás als Kantor tätig.*“

Unter dem Lebenslauf und der Kennzeichnung steht in Handschrift Folgendes: „*Der Grund für den Umzug: In Mór hat die Schwester des Pfarrers, die eine schwere Natur hatte, schon das Leben von vielen Priestern verbittert. Als er vom Westen zurückgekehrt war, traf sich ein Polizist mit ihm, das hat Kisberk in Fehérvár irgendwie erfahren und hat von ihm weit verbreitet, dass er ein eingeschleuster Spitzel ist.*“

Ich habe schon erwähnt – als ich über die Ablehnung des Passantrags von Pater Leo geschrieben habe –, dass er für Geheimagenten vorgeschlagen worden ist, und da habe ich meine Meinung geäußert, dass es schwer gewesen wäre, ihn auf patriotischem Grund mit Geld zu kaufen. Es ist nur eine Möglichkeit geblieben: über ihn Belastungsmaterial zu sammeln. Unser Onkel war ein gut aussehender, freundlicher, anziehender Mann, so hätte man gegen ihn Frauen einsetzen können; das hat man wahrscheinlich versucht, weil ich in einem Bericht gelesen habe, dass „ihn die Frauen mögen“, aber es war nur eine Hypothese, deshalb ist nur die Zollaktion geblieben, vor der man Erfolge erwarten konnte.

Ich glaube, der obige Fall zeigt von allen Seiten gut das Benehmen des Agentenkandidaten, das des Agenten, der die Aufgabe hatte, den Kandidaten anzuwerben, sowie das Benehmen der Behörde. Es kann sein, dass auch der Leser jetzt schon weiß oder ahnt – ebenso wir ich – wen der Name Temessy deckt, und das ist ein gutes Beispiel dafür, dass man sich auch unter einem Decknamen ehrlich verhalten und dem dessen würdigen Kollegen helfen konnte. Es wird auch klar, wie wert einem hohen Geistlichen, einem Diözesenbischof – der in dieser Angelegenheit betroffen war, und der der Macht und nicht seinem Eid diente –, ein einfacher barfüßiger Priester war. Mann kann auch gut spüren, dass er vor der inneren Abwehr vergebens geflohen ist: es gab keine Rettung, weder in die Tiefebene noch in die Berge, die Akten sind ihm gefolgt, und die Agenten haben den Patienten „herumgereicht“.

52. Es sind fünf Schwaben geblieben

Ich weiß nicht, wer von den „Sieben ungarische Schwaben“ der letzte war oder der letzte sein wird, aber zwei sind früh dahingegangen. Der Staatssicherheitsdienst hat seine „Opfer“ von allen Seiten gut umgangen. Es ist für mich interessant – oder ich habe die Akten nur unvollständig bekommen –, dass über Onkel Ernst, meinen Paten kein Bericht gemacht worden ist. Vielleicht deshalb, weil er den Priesterdienst nach 1945 nicht verweigert hat? Aber er hat die „Aktivisten“ im Dorf organisiert, die er für die Organisierung der Katholischen Volkspartei geeignet gefunden hat, und er war derjenige, in dessen Pfarrei sich die Leute versammelt haben, und der für die Organisierung auch Geld gegeben hat. Er gehörte zu den Sieben Schwaben, und er soll aus der Budaer Burg das Marmorgeländer in die Kirche des Dorfes gebracht haben. Daran ist es nur so viel wahr, dass die Renovierung der zerstörten Burgkapelle der Meinung der Diözese nach unmöglich war, so hat man 1957 den Altar bzw. seine Teile dem Dorf Wereschwar gegeben, wo er von katholischen Handwerkern restauriert worden sind und zugleich sind auch Stücke des Geländers nach Iwanfelde gekommen, die den Altar auch heute erneuert, ergänzt von den Bankreihen abtrennen. Über ihn hat man im Vernehmungprotokoll im Jahre 1957 geschrieben, dass von den „Sieben Schwaben“ und von den anderen, die sich zur Organisierung der Partei versammelt haben, er der reaktionärste war.

Nach meinen Erinnerungen hat er wohl von seinem Großvater von mütterlicher Seite ein italienisches Temperament geerbt: er war freundlich, kontaktfreudig, hat gut gewirtschaftet und die Möglichkeiten anständig genutzt. In seiner Arbeit war er präzise, standhaft und fleißig, besuchte die Leute im Dorf und die Pfarreien der benachbarten Dörfer den ganzen Tag über und half, wo die Hilfe nötig war und wo er konnte. Er witzelte gern, hatte ein heiteres Gemüt, zugleich konnte er auch streng sein, wenn es nötig war. Unser Vater hat ihn besser angenommen als seinen jüngeren Schwager. Ich erinnere mich daran, dass sich unser Vater gut darüber amüsiert hat, dass er während seiner Predigt einem Gläubigen in Lederjacke zugerufen hat, dass er ihn nach der Messe in der Sakristei erwartet und sich mit ihm gern unterhalten wird,

wenn er Zeit hat. (Bemerkung des Übersetzers: In Ungarn haben die Leute des Staatssicherheitsdienstes – ÁVO – damals eine typische schwarze Lederjacke getragen.) Dieser ÁVO-Mann wurde von ihm getauft, er war bei ihm Erstkommunikant, unser Onkel hat wohl auch die Familie des jungen ÁVO-Mannes gut gekannt, und wahrscheinlich hat er sich mit ihm nach der Messe unterhalten. Übrigens auch andere haben ihm nach der Messe über ihre Freuden und Sorgen berichtet. Viele waren um ihn besorgt, weil er sich in seinen Predigten kritisch über die Macht geäußert hat. Er interessierte sich mehr für die Politik als sein Bruder, war mutiger, aber zugleich war er auf die Geschehnisse, mit denen man rechnen konnte, besser vorbereitet. Vor kurzem habe ich gelesen, wie Ákos Lázár K. von Antal Pálos Abschied genommen hat. Pater Pálos war ein Jesuit, der in der ersten Hälfte der 1950er Jahre den Schutz von jungen Jesuiten und ihre Reise ins Ausland organisiert hat; er wurde verhaftet, dann ist er 1956 aus dem Gefängnis freigekommen, aber ein halbes Jahr später musste er wieder ins Gefängnis, und erst durch die Amnestie im Jahre 1963 ist er endlich freigekommen. Unser Onkel ging ihn besuchen, und über diesen Besuch schreibt der Schriftsteller, der von Pater Pálos Abschied nimmt: *„Die Priester waren sehr zurückhaltend, so konnte ich als Seelenhirt nicht tätig sein. Einmal hat mich der Pfarrer Ernő R. besucht und hat mich zu sich gerufen. Ich habe ihm gesagt: Was wird mit dir sein? Man wird dich hinauswerfen. Unmöglich, kümmere dich nicht darum. Im Dorf weiß man nicht, wer du gewesen bist. Komm, verrichte deine Arbeit! – antwortete er. Dann haben auch die anderen Priester gesehen, dass Ernő mit diesem dummen Kerl zusammen hin und her geht; sie haben gedacht, dass sie es auch machen können und so riefen sie mich manchmal zu helfen. Zum Schluss bin ich der Jolly Joker der Umgebung geworden, weil sie mich immer gerufen haben.“*

Pater Ernő (Ernst) hat seinen ersten Pass nach Westen 1966 bekommen. Am ersten September hat er unserer Mutter darüber geschrieben, dass er dieselben Orte besucht, die unsere Eltern auf ihrer ersten Reise nach Westen. Er hat ihr aus Bad Honnef geschrieben, darüber, dass sie mit einem kleinen Bus einen guten Ausflug gemacht haben, zusammen mit Clemens, Katrinchen, Edward, André, Tante Maria, Maria Ribrechal und Paul Artmann. Dann ist er zusammen mit Tante Maria weiter nach Brüssel gefahren und von dort nach Brügge. Zwei Jahre später machte er wieder eine Reise, hat die Verwandten in Wien, Freiburg und Pforzheim besucht, dann betete er in Aachen am Grab seines Onkels Josef, machte einen Besuch in Löwen und schaute sich das Haus an, wo einst seine Großeltern und sein Vater gelebt haben.

Onkel Ernst hat auch seiner Schwester und unserer Familie geholfen, als er konnte, und wir konnten in unserer Kindheit bei ihm in den Sommerferien ein wenig frische Bergluft schnappen. Ich erinnere mich daran, dass die ersten Tage dort in der Pfarrei immer schwer waren. Wir mussten uns an die dortige Ordnung gewöhnen. Wir hatten eine Zeiteinteilung, die sich nach der Ordnung und den Verpflichtungen von Onkel Ernst gerichtet hat. Wir mussten zu entsprechender Zeit aufstehen, schon angezogen im Esszimmer frühstücken und es wurde immer vereinbart, wer was machen kann und wird. Dann haben wir uns angepasst, und er hat uns auch Programme organisiert. Er hat uns mitgenommen, aber wenn er keine Zeit hatte, dann gingen wir allein zu den be-

kannten Kindern spielen. Natürlich durfte die Religionsausübung nie fehlen, die Jungen haben auch ministriert, und die Mädchen mussten der Tante in der Küche helfen.

Am liebsten machten wir Ausflüge, vor allem, wenn auch Pater Leo mitkommen konnte. Mit den Kindern im Dorf, mit unseren Freunden gingen wir nach dem Frühstück am Frühmorgen in die Berge. Wenn Onkel Ernst nicht mitkommen konnte, mussten wir ihm beim Abendessen über alles berichten: dabei hat er über uns viel gewitzelt. Wenn wir eine Arbeit nicht verrichteten, nannte er uns Tagediebe, die eher bei der Sonne als Heizer arbeiten sollten. Er mochte irgendwie die jüdischen Attribute – ich habe ihren Ursprung damals natürlich noch nicht gewusst –, aber ich habe ihre Bedeutung geahnt, und kann es sein, dass ein Teil davon schwäbisch war? Wir haben die jiddischen Attribute „hubele, schlemil, meschúge, púpek“ und die ungarischen „halber Narr, halbvertrottelt und Töpel“ mehrmals verdient.

Das Jahr 1971 war in meinem Leben ein Jahr mit großen Wendepunkten. Ich war Soldat, dann wurde ich vom Wehrdienst entlassen. Im Frühling ist die jüngere Schwester unseres Vaters, die mich sehr geliebt hat, durch einen Unfall gestorben – und am 6. Juli ist Onkel Ernst in Budapest im Krankenhaus Uzsoki gestorben. Ein paar Tage vor seinem Tod fuhr er mit seinem roten Renault 4 ins Krankenhaus, ließ den Wagen auf dem Parkplatz des Krankenhauses, weil er so wusste, dass er sich nur einer kleineren, harmlosen Operation unterziehen wird. Dann bekam unsere Mutter das Telegramm, dass sie seine persönlichen Gegenstände übernehmen soll, sein jüngerer Bruder Leo holte das verwaiste Auto ab. Eine Woche später, am 13. Juli hat die Einwohnerschaft des Dorfes von ihm mit tiefem Mitgefühl Abschied genommen; 52 Jahre nach seiner Geburt läuteten die Glocken für ihn in seinem geliebten Dorf.

Später, nach der Wende wurde er Ehrenbürger der Gemeinde, damit hat ihn das Dorf beehrt, der 23 Jahre lang als Pfarrer gewirkt hat. (Die Aufmerksamkeit der Bürgermeister – Herr Pénczes und Herr Demeter – sowie der Mitglieder der Selbstverwaltungen in den voneinander 200 Km weit entfernten Siedlungen Iwanfelde und Szarvas hat unsere Familie tief gerührt.)

70. Die Strömung der Gene

In den letzten 150 Jahren sind die Gene unserer Vorfahren von Süden nach Norden und umgekehrt die großen Flüsse entlang geströmt. Der Begriff „Genströmung“ wird von Endre Czeizel (er ist ein bedeutender zeitgenössischer ungarischer Genforscher) in seinem Werk *Die Genetik der Ungarn* gebraucht: „Die Einwanderungen hatten einen bedeutenden Einfluss auf das Genmaterial der ungarischen Bevölkerung. Wenn die Genströmung in die Bevölkerung während jeder Generation 5 Prozent ausmacht, dann erhalten sich innerhalb von 300 Jahren nur 70 Prozent des ursprünglichen Genmaterials, also innerhalb von Tausend Jahren werden 87 Prozent der Gene ausgetauscht.“

So kann man innerhalb von 150 Jahren mit einem 35-prozentigen Austausch rechnen. Der Verfasser spricht natürlich über Quoten, welche große Gebiete, sogar Länder betreffen – und nicht über Einzelfälle, Im Fall unseres Stammbaums kann man

aufgrund der von mir kennengelernten sechs Generationen nur die äußeren Eigentümlichkeiten und die Krankheiten untersuchen. Das habe ich mir nicht zum Ziel gesetzt. Ich habe die äußeren, physischen Eigentümlichkeiten nur oberflächlich, durch den Vergleich von Fotos gezeigt. Als Beispiel erwähne ich meinen jüngsten Bruder, der unserem Großvater von väterlicher Seite sehr ähnlich ist, oder die Gesichtszüge der Frauen namens Maria, die während Generationen Ähnlichkeit mit dem mütterlichen Zweig zeigen, und ich habe schon erwähnt, dass einer von unseren Onkeln von mütterlicher Seite dem italienischen Großvater ähnlich ist, während der andere dem Großvater in den Niederlanden.

Bei den 10 Geschwistern kann man ein Verhältnis fast von 5:5 sehen, was die väterlichen bzw. die mütterlichen Züge betrifft. Die äußeren Ähnlichkeiten bedeuten nicht in jedem Fall, dass auch die geistigen Eigenschaften ähnlich sind. Das Vererbungsgesetz von Galton beschreibt, wie sich die gemeinsamen Gene der Familien von Generation zu Generation halbieren (von 46 Chromosomen kommen 23 in eine Geschlechtszelle), so haben die Kinder nur die Hälfte der gemeinsamen Gene der Familie, die Urenkelkinder nur ein Achtel, von unseren Ururgroßeltern können wir nur ein Sechzehntel erben, und zuletzt kann die sechste Generation schon nur ein Zwei- unddreißigstel von dem gemeinsamen Genbestand haben. Wenn jeder Mensch 25 Tausend Gene hat, dann haben die 32 nahen Verwandten nur 800 von diesen gemeinsamen Genen. Mein Enkel Soma hat von den Genen seines Urvaters (vom Vorfahren seines Ururgroßvaters) nur 400 Gene geerbt.

Die Genetik entwickelt sich auch in unseren Tagen. Um die Jahrhundertwende ist die Karte der menschlichen Gene gemacht worden. Die Wissenschaftler haben die Reihenfolge von drei Milliarden chemischen Verbindungen festgestellt. Die Karte eines Menschen zu machen, kostet heutzutage noch eine riesengroße Summe (ca. 10 Millionen Dollar), wenn aber eine solche Karte für 1000 Dollar gemacht werden kann, dann wird sie für die Einzelmenschen eine wirklich große Bedeutung haben. In den USA ist der letzte Freitag im April der Nationale DNS-Tag: mit der Teilnahme von solchen Freiwilligen, die die Öffentlichkeit eingegangen sind, hat das Persönliche Genomprogramm begonnen. Auf dem Markt werden DNS-Teste verkauft. Das eventuelle Erscheinen von erblichen Gehirnerkrankheiten wie von der Erb-Chorea (Chorea Huntington), Alzheimer'sche Krankheit und der Parkinson'sche Krankheit in den älter werdenden Menschen kann verhältnismäßig gut getestet werden, aber wahrscheinlich nicht mit der erwähnten „Marktmethode“.

Auf die Frage, in welchem Maße der Mensch sein eigenes Schicksal beeinflussen kann und in welchem Maße es seine sich in seinen Chromosomen versteckenden Gene bestimmen können, kann man auch heute schwer antworten. Das Glück – ob wir es glauben oder nicht – hängt 50–60-prozentig von unseren genetischen Fähigkeiten ab und so hat man auch für seine Erfolglosigkeit einen Entschuldigungsgrund. Unsere Eltern haben sich für glücklich gehalten, weil sie ihr Glück zur Hälfte geerbt, 25–30-prozentig erworben, dann verteidigt haben.

Die Genetik und die Medizin sind schon fähig, die Gene zu erforschen, welche bestimmte Krankheiten, krasse konstitutionelle und psychische Anomalien verursachen

können und bei der Vorbeugung und der Heilung können diese Kenntnisse auch verwertet werden. Die Anthropologie teilt die Menschen in große Rassen nach ihren genetischen Merkmalen ein, aber von einem normalen Lebensverlauf kann man höchstens nur von den über den Determinismus diskutierenden Philosophen hören. Ich besinne mich erst jetzt darauf – während ich als Hobby nach dem Leben unserer Ahnen forsche – wie sehr die vergessenen Leben in mir zurückkehren.

Gott sei mit Euch!

Lawrence Durrell schreibt in seinem Roman *Alexandria-Quartett*: „Man schreibt, um seine verlorene Unschuld zurückzugewinnen.“ Vielleicht habe ich auch so getan? Jetzt spiele ich aber den Film ab, den ich über das Begräbnis unserer Mutter in meinem Geist bewahre.

Über ein Jahrhundert hindurch, von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort läuteten die Glocken von Brügge über Iwanfelde bis Brăila. Für sie, die Verstorbenen, unter Ihnen für unsere Verwandten. Gegenden, wo unsere Mutter nie war, nur ihr Urgroßvater mütterlicherseits hat dort das Licht der Welt erblickt, um – nachdem seine Kinderjahre vergangen waren – auf dem Fluss Po durch Triest von dem Adriatischen Meer zum Schwarzen Meer, dann über die Donau aufwärts nach Pest und Wien zu schippern.

Jetzt ist das Leib seiner Enkelin, unserer Mutter im Begriff, neben unseren Vater zu gehen, der seine von der Quelle der Elbe „gesprungenen“ Gene bewahrt hatte. Wir stehen zu vierundfünfzig um die Bahre, ihre Blutsverwandte; wir vierundfünfzig Leute teilen uns zur Hälfte, zum Viertel und zum Achtel in den Genen unserer Mutter, die in ihren Chromosomen verborgen sind, und in alldem, das sie während der neunzig Jahre ihres Lebens unter uns aufgeteilt hat. Die Glocke begann zu läuten! Die Grabrede wird von einem Mädchen behalten, begleitet von einem Klavierstück von Franz Liszt, dem Lieblingskomponisten der Verstorbenen:

„Achtet auf das Geläut! Von Brügge über Altoven bis Brăila! Achtet auf das Geläut! Es ist Frühling. Einer von den vielen Frühlingen, dieser gerade einer nach der gescheiterten ungarischen Revolution. Ein angenehmer, milder Wind bringt Faulwassergeruch vom Stamm der Sumpfyzypressen, von einem Fenster des westlichen Flügels des Schlosses am Ufer ist Klavierspiel zu hören. Es kam Frühnachmittag sein, das Spülen nach dem Mittagessen ist zu Ende, die Küche glänzt, unsere Mutter zog sich ein leichtes Kattunkleid an, und dem Drang ihrer Töchter nachgegeben, obwohl mit Freude – klappte sie den verbrannten schwarzen Deckel des Pianinos der Großmutter, ihrer Mutter auf, und begann Klavier zu spielen.

Es ist ein seltener, wunderbarer Augenblick, der wiederholt sich nicht jeden Sonntag. Dieser Tag, der heutige, ist eine Ausnahme. Am Morgen begann das Leben nach dem gewohnten Sonntagsfahrplan. Unsere Mutter rief – etwa in der Halbzeit ihrer Schwangerschaft – die Familie zum Frühstück, während sie die saubere Unterwäsche, die Socken und

die Kleider für die acht Kinder (vielleicht damals nur für sieben und ein sauberes Wickelkissen für das kleinste Kind) vorbereitete, und den Glanz der Sandalen überprüfte. Wir müssen uns beeilen, die Familie – bis auf unseren Vater, für den es damals nicht angebracht war, in die Kirche zu gehen – darf zur Messe um 10 Uhr nicht spät kommen. Wir sind auch rechtzeitig angekommen – wir nahmen in der Kirche eine halbe Bankreihe ein –, in unserer Händen je 10 Filler festhaltend, die unsere Mutter ausgeteilt hatte, und die wir dann in den Opferstock warfen.

Von der Messe heimgekehrt begann unsere Mutter zu kochen, und zu Mittag rief sie die Familie zum Tisch, und um eins waren auch die Spitzbuben schon gebacken.

Da, am Frühnachmittag, wo man den Geruch der Spitzbuben im Esszimmer noch immer spüren kann, (darauf gab es Aprikosenmarmelade und gemahlene Nuss – wenn es dafür Geld gab), zaubert unsere Mutter aus ihren Fingern auf dem Klavier wunderbare Läufe. Um sie auf den Stühlen, auf dem Teppich sitzt die Zuhörerschaft, vorwiegend die Mädchen; am Tisch dreht unser Vater aus irgendeinem billigen Tabak eine Zigarette. Unsere Mutter spielt auf dem Klavier, in ihrem Gesicht zeigt sich ein glückliches, aber in die Ferne blickendes Lächeln. Dort, damals wussten wir nicht, und vielleicht auch seitdem wissen wir nichts davon, was die Melodie hinter den Falten der lieben lächelnden Stirn unserer Mutter heraufbeschwören konnte:

– ihre jung verstorbene Mutter oder den Opa, der nach Westen gegangen ist?

– die Berge im milden Frühling oder im strengen Winter, die blaue und/oder die dunkle Donau?

– die Villa der Familie in Klotildliget (Klotildhain), oder die Wände eines kalten Nonnenklosters?

– diese Gedanken schossen ihr durch den Kopf auf ungarisch, deutsch, oder französisch?

– Wer weiß?

Unsere Mutter ist am 26. Oktober 1915 in Iwanfelde als Tochter eines Bergingenieurs geboren und sie hatte damals noch die belgische Staatsangehörigkeit. Sie erbt vielleicht von den Großeltern von väterlicher Seite, die in Aachen und Löwen gelebt haben, die Liebe zu Franz Liszt, dem Klavier spielenden Abbé, der im Ausland lebte und dort hoch geachtet wurde, aber immer eine ungarische Musik komponierte, und dadurch auch die Liebe zur Musik, zum Klavierspielen.

Wer weiß? Sie hat sich damit nie beschäftigt, sie hatte dafür keine Zeit.

Sie war kaum acht Jahre alt, als für sie die glückliche Kindheit zu Ende war. Ihre Mutter, unsere Großmutter, Clotild Caselli konnte ihr fünftes Kind nicht gebären, Opa fährt die Geburtswehen habende Mutter schnell von Klotildliget ins Pester Krankenhaus, aber mit der Sterbenden hielten sie in einer kleinen Kapelle vor Altoven an, wo die Mutter unserer Mutter verblutet.

Unsere Mutter weinte selten, den Luxus des Tränens erlaubte sie sich nicht, aber aus Kummer um den Verlust ihrer Mutter hat sie sogar im Alter von 80 Jahren in Schluchzen ausgebrochen. Die Kindheit des kleinen Mädchens, Mimi war zu Ende. Ihr verwitweter Vater, unser Opa Paul schickte seine Tochter – vielleicht weil er seiner verlorenen Frau dankbar war, oder zu ihren Ehren, oder um die Bitte der Sterbenden zu erfüllen – nach

Turnu Severin zur Schule ins Nonnenkloster der französischen Ordensschwwestern. Die verstorbene Mutter, unsere Großmutter hat irgendwann vor ihrer Eheschließung in diesem Nonnenkloster den Mädchen das Klavierspielen beigebracht. Dort, in jener Stadt an der Donau – vielleicht zur Sonntagsmesse gehend – lernte sie den jungen belgischen Ingenieur, Paul, unseren Opa mütterlicherseits kennen, der beauftragt wurde, die Minen in Regat zu studieren.

Unsere Mutter erzählte selten, vielleicht hatte sie keine Zeit dafür, vielleicht schützte sie sich, ihre Familie, ihre Kinder auf diese Weise – wer weiß es schon heute? Aber als sie alt wurde, erzählte sie nach gewisser Fragerei über ihre Vergangenheit. Sie beschwor mit Schauer den Moment herauf, als das Schiff mit ihr an Bord von der Schiffstation an der Kettenbrücke auslief, und sie tagelang auf der Donau abwärts fuhr – am Eisernen Tor die Karpaten durchquert – in das nach der Heiligen Jungfrau benannte Institut der Stadt Szörényvár (Turnu Severin) auf dem Balkan, die für sie mit ihrer fremden Kultur völlig erschreckend war.

Von Jahr zu Jahr folgten zehn schwere Monate, als ihr vielleicht nur die sehr guten Noten und die Briefe des Vaters sowie der Brüder Ernő (Ernst) und Leó Freude machten. Sie schrieb als Antwort wirklich schöne Briefe, aber über den Kummer, die Einsamkeit konnte sie wegen der strengen Zensur der Erzieherinnen nie schreiben.

Sie schrieb ihrem Vater nach Hause Klotildliget und ihren jüngeren Brüdern Ernst und Leo nach Wien ins Karlsburg-Institut: ‚es geht mir gut, ich lerne gut, ich wurde gelobt, ich warte auf unser Treffen, darauf, dass wir zusammen sein könnten... Wann geht Ihr nach Hause? Holt Euch der Papa ab? Ich warte sehr auf den Juni – passt auf Euch auf! Eure liebende Schwester Mimi‘.

Als sie endlich nach Hause kam – im Sommer, als die Familie endlich zusammen war? –, erzählte sie darüber doch nicht, oder nur kaum, wahrscheinlich deshalb, weil diese Sommer schon ohne ihre Mutter waren. Aber die Fotos verrieten die Mimi, sie zeigen die gemeinsamen Familienausflüge mit dem Vater und mit den Brüdern – aber auf den Fotos kann man kein lachendes Gesicht sehen, nur ein blasses Lächeln und einen gehorsamen Blick.

Unser Vater erzählte dagegen gern, vor allem, als er älter wurde. Er erzählte über die Erlebnisse seiner Reifezeit, und seiner Jugend, wie er auf einem Pferd oder mit einer Kutsche den Besitz Dumiratos befuhr, Fasane und Hasen schoss. Er beweinte seine glückliche Jugend, aber weil seine Familie 1944 von dort verjagt wurde – sein Vater, unser Großvater war dort Wirtschaftsverwalter –, wollte unser Vater dorthin nie mehr zurückkehren.

Unsere Mutter hat unseren Vater bei seinen Besuchen in Iwanfelde kennengelernt. Seine Tante, seine Patin lebte dort im Dorf mit ihrem Mann, der Wirtschaftsverwalter war, und auch einer von seinen Onkeln war Buchhalter bei Bergbaugesellschaft, wo unser Großvater, sein späterer Schwiegervater Oberingenieur war. Unsere Eltern haben 1943 Ehe geschlossen. Unsere Mutter wurde an der Schwelle des Krieges geboren, heiratete im Krieg, ihr erstes Kind brachte sie im Krieg zur Welt, immer wieder nur der Krieg. Sie flüchtete immer, und sie hat immer etwas verloren. Trotzdem betrachtete sie sich als glücklich, als eine Gewinnerin, trotzdem beklagte sie sich nicht – sie glaubte und ertrug ihr Schicksal. Sie erinnerte höchstens nicht gern daran, dass sie bei großer Kälte frieren musste: im

Winter des Jahres 1943 konnte die Wärme des eisernen Ofens die Kälte in Csíkszereda (heute Miercurea Ciuc), am Rande des Waldes, in der Dienstwohnung der Schule für Landwirte nicht zu sehr mildern. Dann kamen die Dienstwohnungen in den „unheizbaren“ Schlössern: in Gyula, Kenderes, Szarvas, wohin unser für das Regime unzuverlässiger Vater geschickt wurde. Seitdem nahm unsere Mutter sogar im wärmsten Sommer eine Jacke mit, wenn sie irgendwohin ging. Weil die Jacke auch im Winter 1944 notwendig war, als sie mit ihrer kaum einjährigen Tochter auf dem Arm ihrem Mann, der Soldat war, nach Österreich folgte. Die Kompanie unseres Vaters wurde in der Stadt Zwettl einquartiert, er bat dort um Urlaube für mehrere Tage und so konnte er sich dort in Sigmundshersberg einer nahen Kleinstadt mit der Mutter treffen. Bei Verwandten trafen sie wieder aufeinander, sie gingen zusammen durch den Frühlingwald und die Bergwiesen. Einige Wochen lang waren sie wieder glücklich.

Dann musste unser Vater mit einem russischen Gefangenenzug fahren – aber da schon nach Osten. Unsere Mutter ist wieder allein geblieben, mit ihrer Tochter und ihr zweites Kind unter dem Herzen tragend fuhr sie heim (?), nach Ungarn. Ja, mit Fragezeichen nach dem Wort „heim“. Vielleicht stellte sie die Frage nie: warum? Sie war nur ein Mensch, ein Gottesgeschöpf: eine Frau und eine Mutter. Es war ihr egal, wo, sie hat angenommen, hier muss sie leben und sterben.

Sie wurde erst 1938 ungarische Staatsbürgerin, – obwohl sie hier, in Ungarn geboren wurde. Unser Vater und unser Großvater väterlicherseits, die auf ihre ungarische Herkunft stolz waren, haben bekannt: ‚Von Lieb und Treu zum Vaterland / Bleib, Ungar, stets erfüllt‘.

(Mihály Vörösmarty: Mahnruf)

Und unsere Mutter hat es auch so gemeint: vielleicht hat ihr auch die Jungfrau Maria, die Königin von Ungarn dabei geholfen. Wer weiß?

Sie hat den Brief von ihrem Vater noch in Österreich erhalten: ‚Meine kleine Tochter, ich fahre weiter nach Belgien, zu den Verwandten nach Brügge. Gott beschütze dich und deine Familie!‘ Und bald ist ein Foto von ihrem Vater gekommen, wie er nach Brügge fahrend auf dem Friedhof in Bad Honnef steht, und am Grab seiner Eltern betet. So ‚verliert‘ die Mutter auch ihren Vater (vielleicht hätte sie ihm nach Westen folgen können, aber wahrscheinlich ist es ihr nicht eingefallen, sie konnte auch nicht daran denken, dass man ihr ein Jahrzehnt lang nicht erlauben wird, das Land wegen einer Reise zu verlassen). Ein Jahrzehnt lang hat sie auf das Treffen gewartet, bis ihr Vater, unser Opa heimgekommen? – oder zurückgekommen? – ist, um zu sterben. Seine biologische Uhr ist abgelaufen, er hat es geahnt, und er wünschte auf dem Friedhof in Iwanfelde neben seiner Frau und seinem früh gestorbenen Kind zu ruhen.

Unser Vater wurde von den Russen im Frühling 1945 freigelassen. Es kamen bittere, aber für uns doch glückliche Jahre, unsere Mutter hat ihre Kinder zur Welt gebracht, wofür sie bald ausgelacht, bald gelobt wurde. Sie wurde mehrmals mit einer Medaille ‚belohnt‘, obwohl sie ihre Kinder nicht für das Wohl des Vaterlandes geboren hat, sondern sie hat sie als Geschenke vom Gott betrachtet, betreut und erzogen. Sie war auf ihre 9 Kinder stolz, später war sie auch mit ihren 23 Enkelkindern glücklich, und sie konnte sogar ihr 13. Urnenkelkind streicheln.

Inzwischen sind die von ihr geliebten Leute nacheinander dahingegangen: einige Jahre nach dem Tod unseres Großvaters ihr Bruder Ernő (Ernst), und sie hat auch ihren lieben kleineren Bruder Leo begraben. 1997 ist unser Vater gestorben. Die Spaziergänge am frühen Abend am Ufer des Flusses waren zu Ende, wo sie am Ufer auf einer Bank sitzend jeden Tag den Anblick der Umgebung genießen konnten. Was sie an das Wasser der Elbe, des Rheins, des Po, der Theiß, aber vor allem an das der Donau erinnert hat:

*Man kann nicht sagen was am Körösufer schön ist,
Gar die Pappel, gar die Birke, gar die Morgendämmerung oder die Abenddämmerung?
Gar die Weide am Wasser, sein seidiger Zweig, seine kühle Düsterteit,
Gar die liebliche Musik des raschelnden Schilfes?*

Ernő Számádó: *Man kann es nicht sagen* (Ausschnitt)

Unsere Mutter hat für immer mehr Verstorbene gebetet, aber natürlich auch für uns Lebenden. Sie ist allein geblieben, aber sie wartete immer auf jemanden, auf ihre Kinder, sie wartete auf sie auch dann, als sie die schon kaum erkennen konnte, sie war doch sehr glücklich, als jemand neben ihr saß und ihre Hand hielt.“

Der letzte Satz der Grabrede und die letzten Akkorde der Klaviersonate von Liszt werden durch den Anblick des Regenbogens in der Ferne überirdisch. Beim Senken des Sarges ins Grab ist die Ave Maria zu hören, dann sinkt je eine weiße Rose von ihren neun Kindern ab. Als ob auch unsere Schutzengel von ihr Abschied nehmen würden, oder sie reißen sie gerade dorthin mit, wohin sie seit Tagen im Begriff war zu gehen, und unsere Mutter verschwindet langsam mit einem weit blickenden, ruhigen Lächeln im Gesicht unter den Wolken.

Hinter dem mit Blumen bedeckten Grab und der Gruft glaubt man das Schloss des italienischen Grafen undeutlich zu sehen. Es erscheint die Silhouette des Schlosses, das sonntags vom Geruch der Spitzbuben erfüllt war, wo wir Kinder uns um den Rest des Kuchens zankten, und woher man das *Frühlingsrauschen* von Christian Sinding, das Klavierspiel unserer Mutter hören konnte. Obwohl die menschliche Dummheit und Derbheit das Schloss schon vor langem niedergerissen hatten, von dessen Fenster bei Sommerabenddämmerung zu sehen war, wie die im Wasser stehenden Zypressen am anderen Ufer des toten Flusses mit ihrer goldenen Farbe von der Sonne Abschied genommen haben. Dadurch ist unsere kleine Insel verschwunden, denn so ist das Leben.

„Niemand ist eine Insel, ganz alleine; jeder ist ein Teil des Kontinents, ein Teil des Ganzen. Wird ein Teil vom Meer abgetragen, so ist Europa weniger, so wie es ein Vorgebirge wäre, so wie es die Villa deines Freundes wäre, oder deine. Der Tod jedes Menschen nimmt einen Teil von mir, da ich Teil der Menschheit bin; so frage nie, für wen die Glocke läutet, denn sie läutet für dich.“

John Donne: *Für wen die Glocke läutet*

Übersetzt aus dem Ungarischen von Györgyi R. Keresztény



Albel 1930 (Anna, Gizella, ifj. Gyula, Gyula, Andor)

